

Burkhard Wehner

Anhang zu:

ARBEITSLOSIGKEIT IM SOZIALSTAAT

Eine Problemdiagnose

10 Fallbeschreibungen individueller
Arbeitslosigkeitserfahrung

Fall 1, Klaus F.: Gescheitertes Arrangement mit der Arbeitslosigkeit	2
Fall 2, Franz J.: Behauptung der Ansprüche und Verschuldungskrise	13
Fall 3, Birgit A.: Die fast geläuterte Arbeitslosigkeit	21
Fall 4, Jürgen N.: Kompetenzzentwertung und moralisches Vakuum.....	28
Fall 5: Michael C.: Vorbehalte gegenüber der Arbeitswelt	35
Fall 6, Dieter D.: Eigensinn und fehlgeleitete Hoffnungen.....	40
Fall 7, Bernhard W.: Marktlicher Einbruch und aktives Hoffen.....	46
Fall 8, Wolfgang M.: Der versehentliche Ausstieg aus dem Arbeitsmarkt....	51
Fall 9, Erwin B.: Die allmähliche Anpassung der Ansprüche.	54
Fall 10, Johann R.: Das Versagen der Suchkompetenz	59
Nachtrag: Gespräch mit Herrn O., Arbeitsamts-Bezirksleiter.....	63

Fall 1, Klaus F.: Gescheitertes Arrangement mit der Arbeitslosigkeit

Erstes Gespräch.

F. machte, nachdem er sich bei zwei telefonischen Kontaktaufnahmen fast abweisend gezeigt hatte, beim persönlichen Zusammentreffen einen viel aufgeräumteren Eindruck als erwartet. Er hatte am Telefon ziemlich einsilbig auf seine "Unterlagen" verwiesen. Dort stehe sowieso alles drin, und die könne er ja mal mitbringen. Zum Gespräch kam er dann aber ohne Unterlagen. Statt dessen hatte er sich entschlossen, seine ganze Arbeits- und Lebensbiographie auszubreiten. "Dann will ich Ihnen das alles mal von Anfang an erzählen. Also praktisch meine ganze Lebensgeschichte".

Daß er alles "von Anfang an" erzählen wollte, war das Ergebnis einer eigenen, treffenden Interpretation des Gesprächsanliegens. Dabei ist F. alles andere als ein analytischer Kopf. Seine Arbeits- und Lebenserfahrung ließ ihn aber die derzeitige Arbeitslosigkeit spontan in seinen biographischen Gesamtkontext stellen.

F. wuchs im Schwarzwald auf. Er ist der drittälteste von fünf Brüdern. Der Vater starb früh. Die Mutter erkrankte kurz darauf schwer und war bald der Versorgung der Kinder nicht mehr gewachsen. Als F. vierzehn war, "wurden wir auf die umliegenden Bauern verteilt." F. arbeitete dann einige Jahre auf "seinem" Hof, für Kost und Logis und ein knappes Taschengeld. Es war ein Nebenerwerbsbetrieb. Der Bauer war im Hauptberuf Zimmermeister. F. betrieb die Landwirtschaft mit dessen Frau zusammen, versorgte ein paar Schweine, sechs Kühe und Hühner und machte Feldarbeit. "Ich mußte da auf dem Hof praktisch alles machen. Der Mann war ja meistens mit seiner Zimmerei beschäftigt."

Mit neunzehn verließ F. den Hof. Er hatte seine spätere Frau kennengelernt, die aus Norddeutschland kam, und folgte ihr nach Hamburg. Als das erste Kind geboren wurde, war F. noch nicht einmal zwanzig. Er hatte einige Monate in einer Druckerei als Helfer gearbeitet und war gerade zur Bundeswehr einberufen worden.

Das zweite Kind folgte noch während des Wehrdienstes, kurz nachdem F. einundzwanzig geworden war und geheiratet hatte. Seine Frau wohnte mit den Kindern zunächst bei den Großeltern. Eine eigene 3-Zimmer-Wohnung wurde erst nach Beendigung des Wehrdienstes gefunden.

In den nächsten Jahren folgten im Abstand von jeweils knapp zwei Jahren drei weitere Kinder. Alle fünf waren Mädchen. Die 3-Zimmer-Wohnung mußte für die wachsende Familie in diesen Jahren weiter ausreichen. Es scheint aber, daß die Familie bei aller Beengtheit der Verhältnisse relativ harmonisch zusammenhielt. F.s Frau verfügt offenbar über jene

Lebenstüchtigkeit und einfühlsame Bestimmtheit, die solchen Zusammenhalt sichert.

F. ist körperlich nicht besonders robust. Sein Auftreten ist defensiv und zurückhaltend, seine Sprechweise langsam und leise. Insgesamt wirkt er sehr sensibel. Man staunt, wenn er über seine ereignis- und belastungsreiche Arbeitsbiographie berichtet. Sie paßt nicht recht zu seinem Erscheinungsbild.

Nach der Wehrdienstzeit arbeitete F. zunächst einige Zeit als Gabelstaplerfahrer, dann als Krafffahrer, später als Maschinenarbeiter in einer Brauerei. Schließlich fand er erneut eine Stellung in der Zeitungsdruckerei, in der er vor dem Wehrdienst beschäftigt gewesen war. Mit jedem Wechsel verbesserte er sich im Verdienst. Die Orientierung am jeweils höheren Lohngebot führte ihn in dieser Zeit sicher durch den Arbeitsmarkt.

In der Druckerei hatte F. zunächst recht einfache, aber körperlich sehr anstrengende Arbeiten auszuführen. Nur aushilfsweise wurde er im Produktionsbereich an den Maschinen eingesetzt. Dort fielen aber bald seine Geduld und Besonnenheit im Umgang mit der Technik auf, und er bekam daraufhin einen verantwortungsvollen Maschinenführerposten.

Ein gutes Jahr später wurde die Druckerei geschlossen. F. war gerade neunundzwanzig Jahre alt geworden. Man bot ihm Arbeit in einer anderen Betriebsstätte am entfernteren Stadtrand an, aber er lehnte dies ab. Er hatte sich geärgert, weil man ihm keine klaren Zusagen über seine künftigen Aufgaben hatte machen wollen. Außerdem schreckte ihn der sehr lange Arbeitsweg ebenso wie die Alternative eines Umzuges. Die preislich günstige Wohnung, die nahe wohnenden, oft bei der Betreuung der Kinder einspringenden Schwiegereltern, die Scheu vor Schul- und Kindergartenwechsel, all dies sprach gegen ein Umsiedeln ans andere Ende der Stadt. F. beschäftigte sich daher kaum ernsthaft mit dem Übernahmeangebot.

"Wenn ich das heute überlege, wenn ich das noch mal entscheiden müßte: ich würde sicher mitgehen, trotz de langen Arbeitsweges, oder sogar umziehen von mir aus. Wenn man bedenkt, daß man dann wahrscheinlich eine Lebensstellung gehabt hätte... Das war eigentlich ein Fehler damals."

Natürlich spielte damals auch das große Vertrauen in den Arbeitsmarkt eine Rolle. F. hatte schon eine Reihe von Stellungswechseln erlebt, und es war immer gutgegangen. Der Verdienst war jedesmal gestiegen, und die Suche hatte nie lange gedauert. Diesmal stellte sich diese Suche aber als schwieriger heraus. Er hatte in den letzten Jahren bei der Druckerei recht gut verdient, und es war schwer, zu diesem Lohn etwas Neues zu finden. Andererseits konnte F. sich Arbeitslosigkeit kaum leisten. Die Größe der

Familie ließ jede ausbleibende Mark schmerzlich spürbar werden. F. nahm daher eine Stellung in einer Lackfabrik an, bei der er finanziell etwas schlechter gestellt war als zuvor. Er sah dies jedoch nur als Übergangslösung an.

Im Grunde mißfiel ihm die Arbeit dort keineswegs. Sie war zwar alles andere als anspruchsvoll, aber wenigstens körperlich nicht zu schwer. Er hatte guten Kontakt zu den Arbeitskollegen, und außerdem war der Arbeitsweg kurz, so daß er mit dem Fahrrad fahren konnte und Fahrgeld sparte. F. blieb fast ein ganzes Jahr in der Lackfabrik.

Das Geld reichte dann aber doch nicht. Die Ausgaben waren mit der Größe der Familie gestiegen, und die Kinder wurden älter und teurer. F. intensivierte seine Suche nach einer besser bezahlten Tätigkeit, und er fand sie bei einem Bauunternehmen. Der Stundenlohn war auch hier eher bescheiden, aber F. machte in großem Umfang Überstunden. Durchschnittlich arbeitete er etwa fünfzig Stunden pro Woche, und er erreichte damit einen höheren Endverdienst als jemals zuvor. F.s Verhältnis zu dieser Arbeit war jedoch von Anfang an gespannt. Dies lag einerseits daran, daß er mit seiner körperlichen Konstitution fast überfordert war. Wahrscheinlich spielte auch eine Rolle, daß er zu wenig verwertbare Erfahrung hatte. Mancher Arbeitskollege ließ ihn diese Unerfahrenheit und den niederen Status als nicht ausgebildeter Hilfsarbeiter spüren. Bei der Einstellung hatte er etwas Bauarbeitererfahrung zu seiner bisherigen Arbeitskarriere hinzuerfunden, und er stand nun in Konflikt zu den an ihn gestellten Erwartungen.

Nach kaum mehr als einem Jahr setzte F. sich vom Baugewerbe wieder ab, und er fand Arbeit im Hafen. Dort war die körperliche Beanspruchung fast noch höher als am Bau, aber der Verdienst war mit Überstunden- und Schichtzulage insgesamt noch besser. Im Hafen wechselte er zweimal die Stelle, bis er bei einem kleinen Unternehmer landete, der im Unterauftrag der Werften arbeitete. Es wurden Schweißnähte geputzt und ähnliche, leicht kontrollierbare Tätigkeiten ausgeführt, grundsätzlich im Akkord. Oft wurde in zehn bis elf Stunden das Pensum von zwei Schichten geschafft.

"Dann kam man abends mit dem Lohn von zwei Tagen nach Hause, und da hat man sich natürlich gefreut."

Aber diese Tätigkeit war ebenso gut bezahlt, wie sie wenig zukunftssicher war. Der Arbeitgeber, der als Subunternehmer nicht kontinuierlich mit Aufträgen versorgt wurde, ging irgendwann dazu über, seinen Mitarbeitern in kurzen Abständen vorsorglich zu kündigen. Das lief so ein paar Jahre lang.

"Da hatte ich die Kündigung praktisch immer schon in der Tasche. Das war mir dann zu unsicher auf die Dauer. Das mit den Aufträgen wurde ja auch immer weniger zum Schluß, das konnten wir ja sehen. Der Mann fing

langsam an, an unserem Akkord zu drehen, und da konnte man dann nicht mehr so viel rausholen. Einige Kollegen hatte er schon entlassen, und mich hätte es bestimmt auch bald erwischt. Da mußte ich mir selbst rechtzeitig was Neues suchen." Bei dieser Entscheidung spielte wohl auch eine Rolle, daß F.'s physische Belastungsgrenze erreicht war.

Mit der Arbeit im Hafen ging für F. eine Wohlstandsperiode zu Ende, die insgesamt fast vier Jahre gedauert hatte. Es gab damals finanziellen Spielraum für gelegentliche Anschaffungen, für ein Auto, für eine ordentliche Ausstattung der Kinder, wenn auch nicht für eine größere Wohnung.

"Für die Kinder haben wir damals immer nur die besten Sachen gekauft. Manchmal haben wir alle fünf gleichzeitig neu eingekleidet, alle mit den gleichen Sachen. Das waren schon schöne Jahre insofern."

F. war zu dieser Zeit achtunddreißig Jahre alt. Hafendarbeit konnte und wollte er nicht mehr leisten. Er wußte, daß es auf dem Arbeitsmarkt fast überall schwieriger geworden war, und er ahnte zugleich, daß er mit seinen Kräften haushalten mußte. Insofern schloß sich für ihn die Schere der Verdienstmöglichkeiten von zwei Seiten her. Bei der folgenden Stellensuche brachte er eine gewisse Kompromißbereitschaft hinsichtlich des Verdienstes auf, aber die Suche wurde trotzdem schwieriger als jemals zuvor.

Ob er sich denn damals auch beim Arbeitsamt erkundigt habe?

"Nein. Na ja, ich bin mal dagewesen, aber das hat eigentlich nichts gebracht. Ich bin immer selbst losgegangen und hab' mir Arbeit gesucht. Das hat ja auch immer geklappt, bis zuletzt."

Es klappte auch dieses Mal noch. Nach manchen erfolglosen Bemühungen war F. aber schon unruhig geworden. Er kam schließlich auf die Idee, bei Firmen nachzufragen, bei denen er früher gearbeitet hatte. Schließlich hatte er bei allen bisherigen Arbeitsstellen einen guten Eindruck hinterlassen. Er wandte sich auch an die Lackfabrik von früher, und dort er hatte gleich Glück. Er konnte sofort anfangen.

Der Lohn war wieder vergleichsweise niedrig, aber F. konnte sich einigermaßen darauf einstellen. Zwei Kinder waren schon in der Lehre und verdienten selbst etwas Geld. Die anderen Kinder waren inzwischen so groß, daß seine Frau gelegentlich zu Hause abkömmlich war und ein paar Stunden in der Woche arbeiten konnte.

"Da wollte ich ja auch nicht ewig bleiben, in der Lackfabrik. Ich hatte mir das wieder so als Übergangsjob gedacht, wie beim ersten Mal schon."

Den erhofften Übergang sollte es aber nicht geben. Die Suche nach der Möglichkeit für den Absprung, der als ein Absprung nach oben gedacht war, blieb ohne Erfolg. Allmählich gewöhnte F. sich jedoch recht gut an die neue, alte Arbeit. Das Betriebsklima empfand er wiederum als wohltuend, und die

Vorgesetzten waren umgänglich. Die Lackfabrik war ein kleineres Unternehmen, und wenn man ernsthafte Anliegen hatte, konnte man sich auch immer direkt an den Chef wenden. "Das hat auch oft was genützt." Inhaltlich war die Arbeit wenig reizvoll, aber zumindest Art und Ausmaß der Beanspruchung wirkten anfänglich eher entlastend. Er mußte abgefüllte Lackdosen handhaben, sie vom Band nehmen, von Hand einlagern und für kleine Kommissionen aus dem Lager zusammenstellen.

Mehrere Jahre lief alles reibungslos, bis sich Muskelschmerzen im rechten Oberarm einstellten. Lange Zeit versuchte F., sich mit diesen Schmerzen zu arrangieren. Sie kamen und gingen, und er konnte sie lange Zeit aushalten. Irgendwann waren sie aber nicht mehr zu verdrängen. Zum Arzt war F. nie gern gegangen, und auch diesmal ging er widerwillig und spät. Er wurde in der Folge wiederholt für kurze Zeit krankgeschrieben, bekam Massagen, Wärmebehandlungen verschiedener Art und Spritzen. Dies brachte aber keine dauerhafte Besserung. Die Schmerzen wurden bald so stark, daß F. die Arbeit erst einmal aufgeben mußte.

Zuletzt waren es wirkliche Dauerschmerzen geworden. Die Wiederaufnahme der Arbeit war nun für absehbare Zeit unvorstellbar. F. konnte die Arme nach fast einem Jahr immer noch nicht ganz schmerzfrei über Schulterhöhe heben. Trotzdem wollte der Arzt ihn wieder gesundschreiben, aber F. wehrte sich dagegen. Unter Gesundsein verstand er zunächst einmal die Tauglichkeit für seine letzte Arbeit, also für das dauernde Heben der gefüllten Lackdosen. Dies war immerhin die physisch am wenigsten belastende Arbeit gewesen, die er in den vorausgegangenen Jahren ausgeführt hatte. Als der Arzt ihm dann von einer neuen, allerdings langwierigen Behandlungsmethode erzählte, ging F. sofort darauf ein. Die Behandlung brachte nach etwa fünf Monaten eine deutliche Linderung der Schmerzen, wenn auch nicht ganz die frühere Kraft.

Nach insgesamt anderthalb Jahren Behandlung erklärte der Arzt schließlich, er könne nun endgültig nichts mehr für F. tun. F. wurde gesundgeschrieben und meldete sich arbeitslos.

In diesen anderthalb Jahren hatte sich viel verändert bei F. Natürlich war vor allem seine physische Belastbarkeit gesunken, und das Spektrum seiner Optionen am Arbeitsmarkt hatte sich weiter verengt. Aber auch im privaten Bereich hatten sich manche Veränderungen ergeben. Inzwischen waren drei seiner Töchter in der Lehre, alle in durchaus anspruchsvollen Berufen. Zwei dieser Töchter waren von zu Hause weggezogen. Ganz überraschend bekam die Familie dann von der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, denen ihre Wohnung gehörte, ein günstiges Reihenhaus zur Miete angeboten. Sie hatten sich darum vor Jahren beworben und kaum noch darauf zu hoffen gewagt. Nun zogen sie um, in eine etwas bessere Gegend.

F. war zwangsläufig viel zu Hause in dieser Zeit. Er hatte intensiveren Kontakt mit seinen Kindern, mit den Freunden der älteren Töchter und mit den neuen Nachbarn. All diese Kontakte standen in einem gewissen Kontrast zum Milieu seiner bisherigen Arbeitswelt. Besonders der steigende Bildungsstand der Töchter und ihrer Freunde ließen seine Ansprüche an sich selbst schnell wachsen. Die Tatsache, keine Ausbildung gehabt zu haben, eben nur Hilfsarbeiter zu sein, hatte F. bisher kaum Unbehagen bereitet. Sie kam ihm in einem veränderten sozialen Umfeld aber verstärkt zu Bewußtsein. Als arbeitsloser Facharbeiter hätte er sich nicht so sehr belastet gefühlt wie als arbeitsloser Hilfsarbeiter.

Zufällig traf F. in dieser Zeit einen alten Arbeitskollegen, der sich nach Krankheit und körperlicher Beeinträchtigung zum Facharbeiter hatte fortbilden lassen. Er ging dieser Möglichkeit sofort nach. Als die Landesversicherungsanstalt ihm dann zwar partielle Berufsunfähigkeit bescheinigen wollte, aber die Finanzierung einer solchen Ausbildung ablehnte, war er mehr als verärgert. Der Fortbildungsgedanke hatte sich bei ihm zu sehr festgesetzt. Er ging zum Anwalt.

"Das war aber wohl eher so ein Scheidungsanwalt. Der hat sich um die Sache überhaupt nicht gekümmert. Da hat sich nichts gerührt. Ich nehme an, der hatte auch keine Ahnung von solchen Sachen. Da hab' ich dann nach einem halben Jahr den Anwalt gewechselt. Der neue war ein ganz anderer Typ, und der hat dann natürlich gleich Druck gemacht in der Sache."

Das Verfahren zog sich trotzdem lange hin. Für die Familie gab es in dieser Zeit harte Durststrecken. Am schlimmsten war es, als der Anspruch auf Arbeitslosengeld ausgelaufen war. Die Arbeitslosenhilfe reichte nicht für den Lebensunterhalt, obwohl die Frau weiter etwas mitverdiente. Es liefen Schulden auf, und bald wurde die Situation unhaltbar. Nach außen hin wollten die F.s keine Not zeigen. Die Kinder sollten zu Hause so gut versorgt werden wie je, und auch ihre weitläufige Gastfreundschaft ließ nicht nach.

"Bei uns haben schon immer viele Leute am Tisch gesessen. Zu uns kamen sie immer alle gern, Verwandte und Nachbarn, und eben die Kinder mit den Freunden. Die haben sich immer bei uns durchgefuttert. Wir wollten ja auch niemanden rausschmeißen, und das blieb dann so, daß die alle so oft zu uns kamen. Wie wir das durchgehalten haben, das weiß ich eigentlich selbst nicht mehr. Das hat alles meine Frau in der Hand gehabt. Da müßten sie die am besten mal selber fragen."

F.s Frau fand schließlich den Mut, zum Sozialamt zu gehen und Sozialhilfe zu beantragen. Erst dadurch wurde die materielle Situation wieder erträglich. Gleichzeitig hatte sie sich nach Möglichkeiten umgetan, selbst mehr Geld zu verdienen. Sie fand schließlich eine ganztägige Schwarzarbeit als Tagesmutter. So konnte sich die Familie einen annehmbaren

Lebensstandard sichern, das gemietete Reihenhaus halten und mit Mühe auch noch das Auto.

Die Arbeitsbelastung verschob sich innerhalb der Familie auf die Frau, aber die psychische Belastung konzentrierte sich bei ihrem Mann. Es war zu erfahren, daß er gelegentlich trank, besonders vormittags, wenn er allein im Haus war. Seine Frau bemühte sich daher, für die Vormittage allerlei Termine für ihn zu arrangieren, aber dies gelang nicht immer. Er selbst spricht beiläufig von Depressionen, eine Vokabel, die ihm nicht so geläufig wäre, wenn sie nicht im ärztlichem Beratungsgespräch vorgekommen wäre.

Über seinen jetzigen Tagesablauf berichtet F. überraschend ausführlich. Dies tut er ohne Vorbehalt und durchaus selbstbewußt. Was er berichtet, steht in auffälligem Widerspruch zu dem, was über die zurückliegende Zeit von dritter Seite zu erfahren war, aber es klingt doch glaubwürdig. Man muß vermuten, daß manche Dinge in und bei F. sich in jüngster Zeit verändert haben. Den Weg zu dieser Veränderung zu beschreiben fehlt F. allerdings die Offenheit und die Formulierungskraft. Er läßt ihn ebenso unkommentiert wie die Phase der Ratlosigkeit, aus der diese Veränderung ihn herauszuführen beginnt.

Der Garten beansprucht ihn selbstverständlich, auch das Auto, das immer wieder repariert werden will. Aber seine Tätigkeiten gehen über diesen vertrauten Rahmen erstaunlich weit hinaus. Er hilft einem behinderten, allein wohnenden Nachbarn mit kleinen Dienstleistungen. Er repariert Autos für Freunde seiner Töchter. Für die älteste Tochter hat er gerade eine Wohnung instand gesetzt, in die sie mit ihrem Freund bald einziehen will. Er unterstützt die alt gewordenen Schwiegereltern, er macht die Einkäufe und Besorgungen für die eigene Familie, und gelegentlich macht er mit den jüngsten Töchtern Hausaufgaben, wenn es sich nicht um allzu abstrakten Stoff handelt. Er renoviert gegen Entgelt bei Bekannten und Nachbarn, und er läßt sich für solche Arbeiten auch weiterempfehlen. Ein bißchen hat er sich dabei auf Tapezieren und Malen spezialisiert, auch auf gelegentliches Entrümpeln, Reinigen und Teppichverlegen. Von dieser vielfältigen neuen Rolle erzählt er mit sichtlichem Vergnügen.

Es ist aber auch spürbar, daß er mit der Anpassung an sein neues Rollenverständnis noch nicht über den Berg ist. Für die vorzeitige Großvater- und Rentnerrolle ist er zu jung und wird er auch für zu jung gehalten. Seine Frau will ihn aus den Haushaltsaufgaben noch heraushalten, will also von ihrem Kompetenz- und Verantwortungsbereich noch nicht viel preisgeben. Den Kindern muß er sich mit seiner Hilfsbereitschaft manchmal eher aufdrängen, als daß ihm von diese abgefordert würde. Und die Schwarzarbeit macht er mit schlechtem Gewissen und daher nur sporadisch.

"Wenn ich das ständig machen würde, so regelmäßig morgens aus dem Haus gehen und abends wiederkommen, das würde ja auch auffallen. Da gibt es genug Leute, die einen anschwärzen würden oder so."

Nur ansatzweise findet F. aus der langen konfliktreichen Zeit heraus, die ihm die Überwindung vieler gefestigter Lebensgewohnheiten abverlangt hat.

Seit F.s letztem regulärem Arbeitstag sind inzwischen fast fünf Jahre vergangen. Er wird in Kürze 47 Jahre alt.

Zweites Gespräch.

Nach einigen Wochen findet ein weiteres Gespräch mit F. statt. Er berichtet, daß er vor kurzem die endgültige Bewilligung seiner Umschulung bekommen hat. In vier Monaten soll der Unterricht beginnen. F. hat sich für die Ausbildung zum Güteprüfer entschieden. Das Wort Güteprüfer benutzt er, sooft es sich eben einflechten läßt. Er scheint es mit Genugtuung anzuprobieren, um sich zu versichern, daß es auf ihn paßt. In seinem nach außen gekehrten Selbstverständnis ist er bereits Güteprüfer. "Wir" sagt er, wenn er davon spricht, was Aufgabe der Güteprüfer in den Betrieben ist. "Wir müssen da heute überall elektronisch prüfen... Wir sind ja mit die wichtigsten Leute im Fertigungsablauf..." Er hat schon an einer kurzen einführenden Informationsveranstaltung teilgenommen.

Über seine Vermittlungschancen nach der Umschulung spricht er erst auf drängendes Fragen hin.

"Siebzig Prozent bekommen nach der Ausbildung Arbeit, hat man uns gesagt, sechzig bis siebzig Prozent."

Wer denn die besten Vermittlungschancen unter den Umschülern habe?

"Da ist bestimmt viel Glück dabei. Also, natürlich sind die jüngeren besser dran, die haben das leichter, aber daran allein liegt's auch nicht."

Später stellt sich heraus, daß er der älteste in seinem Kurs sein wird.

"Aber wenn ich nicht sofort was finde hinterher, dann habe ich wenigstens erst mal wieder Arbeitslosengeld. Das ist immer noch besser als die Sozialhilfe jetzt. Daß man erst mal längere Zeit eine Stelle suchen muß, das ist ja sowieso normal heute."

Seine Frau will in der nächsten Zeit fremde Kinder zu Hause betreuen. Die jüngste Tochter wird bald ausziehen, und dann wird sie genügend Platz und Zeit dafür haben. F. überschlägt, wieviel seine Frau dabei verdienen kann.

"Mit drei Kindern verdient sie schon fast mehr, als ich nach meiner Ausbildung netto bekomme."

Dieses Thema bietet den Anlaß, noch einmal auf F.s berufliche Zukunft zu sprechen zu kommen. An seiner neuen Güteprüferidentität darf dabei nicht unbedacht gerührt werden. Die vorsichtige Frage, ob er nicht mit seiner Frau zusammen Kinder betreuen, also eine Art Privatkindergarten betreiben könne, findet er aber nicht abwegig.

"Das könnte ich mir schon vorstellen. Das wäre vielleicht gar nicht so schlecht. Aber meine Frau würde das nicht mitmachen. Wenn es um Kinder geht, da läßt sie sich von niemandem reinreden. Das würde mit ihr nicht funktionieren."

Diese Feststellung nimmt F. zum Ausgangspunkt, um von sich aus ganz überraschend noch einmal auf seine frühere Arbeit in der Lackfabrik zu sprechen zu kommen. Dabei steuert er zielbewußt auf die Feststellung zu: "Da könnte ich jeden Tag wieder anfangen. Da wüßte ich genau, was ich zu tun hätte."

Er scheint es sich auch physisch wieder zuzutrauen. Mit diesem Insistieren auf einer beruflichen Reservekompetenz will er das emotionale Sicherungsnetz einziehen, das ihn mit dem unterschwellig empfundenen Risiko des Umschulungsprojektes bequemer leben läßt. Wie trügerisch das darauf aufbauende Sicherheitsgefühl ist, erweist ein Rückfrage bei der Lackfabrik. "Seinen" alten Arbeitsplatz gibt es dort schon lange nicht mehr.

Eine vorsichtige Frage bringt das Gespräch dann doch auf Themen, die von der Selbstverständlichkeit der Güteprüferidentität unauffällig ablenken: Was er denn tun würde, wenn es auf die Bezahlung gar nicht so sehr ankäme; wenn zum Beispiel seine Frau sehr gut verdiente oder wenn er im Lotto gewonnen hätte?

"Also, sechzehnhundert netto wäre das mindeste."

Und wenn er eine sichere Stellung angeboten bekäme, bei der er nur tausend Mark verdient?

"Da müßte mir die Arbeit dann aber schon Spaß machen. Ja, wenn ich wirklich Spaß an der Arbeit hätte, dann könnte ich mir das schon vorstellen, dann würde ich das vielleicht annehmen."

Welche Arbeit ihm denn zum Beispiel solchen Spaß machen würde?

"Hausmeister, das hätte ich schon immer gern gemacht. Nicht in so einem Riesenwohnblock, sondern in einer kleineren Anlage, am liebsten vielleicht in einem kleinen Bürohaus. So normale Reparaturen kann ich mit meinem Arm ohne weiteres noch machen. Das würde schon gehen. Da könnte ich mir vorstellen, daß mir das echt Spaß bringen würde. Aber ohne Berufsausbildung hat man da heute gar keine Chance mehr. Das weiß ich von Bekannten. Wenn mal so ein Posten frei wird, können die Leute sich vor Bewerbern kaum noch retten, und dann suchen die sich einen ausgebildeten

Handwerker aus. Außerdem gehen solche Jobs meistens unterderhand weg."

Während die anlaufende Umschulung F. den Anlaß gibt, sich innerlich erneut an Arbeit und Beruf zu binden, scheint seine Frau hierin wenig Vertrauen zu setzen.

"Wir werden doch immer ein Sozialfall bleiben", sagt sie in Anwesenheit ihres Mannes, nachdem kurz vorher noch von dessen Umschulung die Rede gewesen war. Ihr Tonfall drückt dabei eine trotzig Unbekümmertheit aus. Sie ist diejenige, die in der Familie immer die finanziellen Dinge in der Hand gehabt hat und die sich auch als erste über die Bestimmungen zur Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe sachkundig gemacht hat. So hat sie zum Beispiel dafür gesorgt, daß eine berufstätige Tochter, die noch zu Hause lebte, offiziell bei Freunden zur Miete wohnte. Sonst hätte diese Tochter einen Teil ihres eigenen Arbeitseinkommens zur Unterstützung der Eltern abgeben müssen.

"Dafür hätten meine Kinder kein Verständnis gehabt, wenn sie für uns noch hätten aufkommen müssen. Unsere Töchter sind ja alle ganz prima, aber das hätte Riesenärger in die Familie gebracht. Ich sag ja immer: Eine Mutter kann zehn Kinder ernähren, aber zehn Kinder nicht eine Mutter."

Sie hat ein gewisses Vertrauen in die Systeme der sozialen Absicherung erworben und auch in ihre eigenen Fähigkeiten, damit umzugehen. Ihr Mann hatte berichtet, seine Frau wolle noch einige Jahre "auf Papiere" arbeiten, um Rentenversicherungsansprüche zu erwerben. Sie selbst scheint den Gedanken inzwischen aber aufgegeben zu haben.

"Ich hab' so einen Rheumaschub gehabt vor einem halben Jahr. Wenn man so was einmal gehabt hat, dann kommt es auch öfter wieder. Das wird man schwer wieder los. Wenn das nicht gewesen wäre, würde ich eine normale Arbeit suchen. Aber ich glaube nicht, daß das noch mal was wird."

Die F.s sind beide ausgesprochen unpolitisch. Über ihre gegenwärtige Versorgungssituation klagen sie nicht. F. scheint sogar recht zufrieden mit den Leistungen von Ämtern und öffentlichen Institutionen. Nur in einer Hinsicht rührt sich bei beiden Unmut und Entrüstung.

"Meine Frau muß laufend zum Arbeitsamt, und die wollten sie schon ein paarmal vermitteln. Sie hatte einmal schon fast Streit auf dem Amt. Wissen Sie, mein Bruder in Schleswig-Holstein, der ist auch arbeitslos seit drei Jahren. Aber seine Frau, die lassen sie da vollkommen in Ruhe. Man hat ihr auf dem Arbeitsamt gesagt, sie braucht sich von sich aus gar nicht mehr zu melden. Die hat ihren privaten Putzjob, und ich nehme sogar an, daß die das beim Arbeitsamt wissen. Da ist alles noch fast wie auf dem Dorf. Aber das ist doch ein Unding, daß man meiner Frau hier so auf die Füße tritt, und

meine Schwägerin kann mehr oder weniger machen, was sie will. Das ist einfach eine Ungerechtigkeit."

Es ist das erste und einzige Mal, daß F. irgend etwas als ungerecht bezeichnet. Es ist auch das einzige Mal, daß er im Gespräch in Erregung gerät.

Nachtrag: Drittes Gespräch.

Ein paar Wochen nach Beginn seiner Fortbildung berichtet F. über die ersten Erfahrungen, die er dort gemacht hat.

"Wenn ich abends nach Hause komme, bin ich immer ziemlich kaputt. Wir haben da auch noch Hausaufgaben zu machen. Da ist man zeitlich ganz schön eingespannt... Man hat natürlich auch seinen Ehrgeiz dabei. Meine Frau hat schon gesagt, daß ich das reinste Nervenbündel bin in letzter Zeit. Ich meine, so ist das nun auch wieder nicht, aber man ist mit den Gedanken manchmal woanders, und das kann sie oft nicht ab... Die verlangen da in der Schule wirklich ganz schön viel von uns. Von den meisten Sachen hatte ich bisher überhaupt keine Ahnung, von Pythagoras und so... Gestern haben wir zum ersten Mal am Computerbildschirm gesessen. Da hat mir das regelrecht vor den Augen geflimmert. Am Schluß wußte ich gar nicht mehr, durch welche Tür ich rausgehen sollte... Da merkt man, daß man eigentlich immer dumm gewesen ist." Zu dieser Selbsteinschätzung hat ihm erst die amtliche Förderung verholpen.

Fall 2, Franz J.: Behauptung der Ansprüche und Verschuldungskrise

J. überrascht durch seine spontane Herzlichkeit. Er ist ein flüchtiger Bekannter von Freunden. Dies reicht bei ihm aus als Grundlage für einen Vertrauensvorschuß. Gelegentlich streut er ein vertrauliches 'Du' in die Unterhaltung ein.

Er ist wenig mehr als mittelgroß, aber physisch beeindruckend. Sein Gewicht schwankt um 110 kg. Trotzdem wirkt er muskulös und stämmig, wenn auch die Gesichtskonturen etwas zu verschwimmen beginnen. Seine Neigung zum Schwitzen verstärkt diesen Eindruck. Er hat mit erhöhtem Blutdruck zu kämpfen. Der Arzt hat ihm daher dringend zum Abspecken geraten. Schon mehrfach hat J. zu Abmagerungen angesetzt, aber immer ohne großen Erfolg. Das Essen scheint eine seiner großen Leidenschaften zu sein. Er kocht gern und offenbar mit großem Selbstbewußtsein. Für nur eine Person zu kochen lohne sich aber im Grunde nicht, betont er. Daher kocht er lieber Familienportionen, die er dann häufig sofort allein verzehrt. "Wenn ich zum Beispiel ein Kilo Kassler im Kühlschrank habe, ist das abends auch regelmäßig weg."

J. ist 38 Jahre alt. Er wohnt in einer kleinen Einzimmerwohnung in urbaner, aufgeräumter Wohngegend. Die Wohnung ist in ihrer Ausstattung an Schmucklosigkeit kaum zu übertreffen: eine feldbettähnliche Schlafstätte, ein abgewetztes Ledersofa, ein überlackierter Holzstuhl, ein altmodischer Couchtisch und eine Glastürkommode, in der Ecke die Kochnische mit Einbauküche; im Eingangsflur neben der Badezimmertür das Katzenklo, dessen beißender Geruch bis ins Wohnzimmer zieht.

Trotz seines etwas ungepflegten Äußeren und trotz der Lieblosigkeit seines Wohnumfeldes macht J. den Eindruck eines ausgeprägten Ordnungsmenschen. Er hat zu vielen Dingen allzu aufgeräumte Ansichten. Sein Elternhaus - der Vater war Tischlermeister in einer Schweizer

- schildert er als äußerst streng. Die Mutter war nie recht gesund gewesen und starb früh. Der vielbeschäftigte Vater hat sich dann die Erziehungsprobleme mit viel Prügel vom Hals gehalten. Auch aus der Schule ist die Erinnerung an Strenge lebendig. Offenbar wurde dort in den frühen sechziger Jahren von den Lehrern noch beherzt zugeschlagen. "Und wenn wir das dann zu Hause erzählt haben, kriegten wir noch mal was an die Ohren."

Gegen die Strenge und Enge der Jugend muß er früh aufbegehrt haben. Über seine Heimat ist kaum Positives zu hören. In den letzten sechs Jahren ist er nur einmal dort gewesen, nachdem der Vater gestorben war. "Wenn Sie da die Menschen hören, im Wirtshaus zum Beispiel, worüber die sich unterhalten, das ist mir alles viel zu beschränkt." Alles Schweizerische hat er gründlich abgestreift. Er spricht fast im norddeutschen Tonfall.

Nach der Schulzeit absolvierte er auf Anraten des Vaters in seiner Heimatstadt eine Schlachterlehre. Die Verdienstmöglichkeiten in diesem Beruf erschienen ihm aber zu unattraktiv. Nach Abschluß der Lehre reiste er ein Jahr lang mit einem Bekannten in der Schweiz umher und baute Festzelte auf. Er war handwerklich geschickt, arbeitete schnell und verdiente daher gut. Es sammelten sich sogar Ersparnisse an. Schon lange hatte ihn die Vorstellung gereizt, sich von der Heimat abzusetzen, und die Ersparnisse machten dies möglich. Er ging nach Hamburg, arbeitete dort kurze Zeit als Schlachter, "aber nur, weil die Firma mir eine Unterkunft gestellt hat", kaufte sich dann ein Flugticket und landete bald mit geringem Gepäck in Kanada. Dort hatte er dann aber Schwierigkeiten mit der Arbeitserlaubnis und mit der sprachlichen Verständigung.

Ein Jahr später, nach allerlei unbefriedigenden Gelegenheitsjobs und einigen Monaten Seefahrt auf einer Kanada-Südamerika-Route, kam J. zurück nach Hamburg. Hier bekam er wieder Arbeit bei der Fleischwarenfabrik. Sein Verhältnis zu seinem Lehrberuf war aber weiterhin gespannt und der Lohn immer noch zu gering. J. sah sich intensiv auf dem Arbeitsmarkt um und probierte verschiedene andere Jobs aus, unter anderem als Fernfahrer und als Maschinenführer.

Schließlich landete J. bei einem Leiharbeitsunternehmen. Er war aufgrund seiner Geschicklichkeit und seiner physischen Belastbarkeit vielseitig einsetzbar und daher von den Vorgesetzten geschätzt. Er wurde unter anderem an einen Glasermeister verliehen, der Glasscheiben an einem Hochhaus auszutauschen hatte.

Das vorgegebene Tagespensum lag dort bei vier Scheiben. Vom dritten Tag an forderte J. jeweils sieben Scheiben an, bekam sie und schaffte es tatsächlich, sie einzubauen. Dies fiel natürlich dem Glasermeister angenehm auf, und kurz darauf war J. bei ihm in Stellung.

Gleichzeitig wurde in der Glaserei ein zweiter Mitarbeiter eingestellt, mit dem J. sich persönlich sehr gut verstand. Sie wurden zusammen auf den Baustellen eingesetzt und wickelten viele Projekte gemeinsam ab. Als Arbeitsteam paßten sie hervorragend zusammen. "Wir hatten uns gesucht und gefunden," sagt J. Die beiden entwickelten eine immer ausgefeiltere Arbeitsroutine. Das Einkommen war schon zu Beginn ausgezeichnet, steigerte sich dann aber in kurzer Zeit noch einmal um mehr als die Hälfte. J.s Stundenverdienst lag nicht selten über vierzig Mark, das monatliche Bruttoeinkommen in Spitzenmonaten mit Überstundeneinsatz manchmal über achttausend Mark.

Für J. wurde dies schnell zur Normalität. Der Ehrgeiz, der kleinbürgerlichen Enge der Heimatstadt und dem knauserigen Lebensstil des Elternhauses zu entkommen, war schon lange ein treibendes Motiv für ihn gewesen. Sein Ausgabenniveau schnellte hoch. Er aß regelmäßig in Restaurants und

wurde Dauergast in Tanzbars. Anscheinend kaum in der Lage, dauerhafte Beziehungen aufzubauen, trieb er dort immer wieder neue Freundinnen auf. Über sie erzählt er wenig, außer daß sie meistens sehr "teuer" gewesen seien.

Gespart hat J. in dieser Zeit nichts.

Gut fünf Jahre hielt er sich auf diesem Verdienst- und Wohlstandsniveau. Dann bahnten sich von zwei Seiten her Änderungen an, nämlich vom Arbeitgeber her und in ihm selbst. Die Tätigkeit in der Glaserei schien ihn nicht mehr voll auszufüllen. Es hatte sich eine für seine Mentalität unverträgliche Gleichmäßigkeit eingestellt. In dieser Zeit sprach ein Freund ihn wegen eines interessanten Projektes an. Er wollte einen selbständigen Handel mit Gebrauchtwagen betreiben, außerdem alte und unfallgeschädigte Fahrzeuge aufarbeiten. Ein Platz mit kleiner Werkstatt und Büroraum sollte gepachtet werden.

J. wollte dabeisein, und er wurde Partner. Der Freund hatte früher einmal finanziellen Schiffbruch erlitten und war nicht mehr kreditwürdig. Deswegen sollten Bankkonto, Pachtvertrag und alle Kaufverträge auf J.s Namen lauten. J. war arglos und einverstanden. Er arbeitete weiter werktags in der Glaserei, an den Wochenenden und werktagabends auf "unserem Platz". So ging es etwa ein Jahr.

In der Glaserei gab es leichte Verstimmungen. Dem Meister war das Verdienstniveau seiner besten Mitarbeiter nicht mehr geheuer. Außerdem war das Hereinholen der Aufträge schwieriger und der Druck auf die Preise stärker geworden. Der Chef wollte mit J. über Anpassungen der Zeitvorgaben ins Gespräch kommen. J. war hierzu aber in keiner Weise bereit. "Wenn es um mein Geld geht, dann kann ich ziemlich dickköpfig werden." Als er dies sagt, nimmt er noch heute einen steinernen Gesichtsausdruck an. "Der Chef hatte immer noch genug Gewinn an den Aufträgen, auch heute noch. Man kann sich doch ungefähr ausrechnen, was der Mann verdient. Sein Haus hat mindestens eine halbe Million gekostet."

Das Klima in der Firma verschlechterte sich. Gleichzeitig gab es Probleme mit seinem Freund und Partner. Als plötzlich die Mittel für eine fällige Pachtrate fehlten, mußte J. privates Geld nachschießen. Dies nahm er zum Anlaß, die gemeinsame Firmenkasse zu überprüfen. Dabei stieß er auf grobe Unregelmäßigkeiten. Der Freund hatte offenbar an J. vorbei in die eigene Tasche gewirtschaftet. J. hat ihn daraufhin "kurzerhand vom Platz gejagt."

Ob J. bei seiner Glaserfirma schließlich selbst gekündigt hat oder ob er entlassen wurde, bleibt in seinem Bericht offen. Auf jeden Fall gab es eine recht unfriedliche Trennung mit lauten und deutlichen Worten. J. war sehr angespannt gewesen in jener Zeit, und das läßt bei ihm nicht auf friedvolle

Lösungen hoffen. Man darf vermuten, daß sein Meister sich am Ende unter Handlungszwang sah.

Jetzt war J. arbeitslos. Er versuchte eine Weile, das Kraftfahrzeuggeschäft allein weiterzubetreiben. Es fehlten ihm aber die Kontakte des Freundes und auch die fundierten Fachkenntnisse. Er hatte schon ernsthaft die Geschäftsaufgabe erwogen, als ihm die Entscheidung von den Ereignissen abgenommen wurde. Der Pachtvertrag wurde gekündigt. Das Grundstück war versteigert worden und sollte nun vom neuen Eigentümer anderweitig genutzt werden.

Für J. blieben Schulden nach. Etwa zehntausend Mark Kontoüberziehung bei der Bank, Mietrückstände, Steuernachzahlungen und ein paar Kleinbeträge. Zusammen etwa fünfzigtausend Mark. Bald wurde ein Teil seines Arbeitslosengeldes gepfändet.

Es wurde eine schlimme Zeit für J. Das Einkommen war über Nacht auf Sozialhilfeniveau abgerutscht. Damit fiel auch das mühsam aufgebaute, durch sein Konsumniveau abgestützte Selbstverständnis als unverwundlicher Erfolgstyp, als Draufgänger und Lebenskünstler in sich zusammen. J. wurde kopf- und konzeptionslos. Einige Monate nach seinem Ausscheiden aus der alten Firma trat er noch einmal eine neue Stellung als Glaser an, aber dort gab es keinen Akkord, nur Stundenlohn. Er kam auf wenig mehr als 1.700,- Mark netto. Aber nicht nur der Verdienst war knapp; auch die Arbeitsbedingungen gefielen ihm nicht, und der Meister war ihm ausgesprochen unsympathisch. Nach zehn Wochen meldete J. sich krank. Er hatte Zug bekommen, und es hatten sich Rückenschmerzen eingestellt. Er konnte die schweren Glasscheiben nicht mehr heben wie sonst. Kurz danach erhielt er die Kündigung.

Die auffälligste Folge war, daß nun das Arbeitslosengeld nach seinem letzten Lohn berechnet wurde, also drastisch abfiel. Es lag nur noch wenig über der Pfändungsgrenze. Der Schuldenstand stagnierte daher, und es liefen zusätzlich Zinsrückstände auf. J.s Kontakte zur Umwelt gingen in der folgenden Phase stark zurück. Zu Frauen allemal, denen er immer nur mit finanzieller Imponiergestik gegenüberreten konnte und die er gleichzeitig als Kostenfaktor verachtete. Mit dem Freund und Geschäftspartner war er auf ewig zerstritten. Zudem fehlten die sozialen Kontakte des Arbeitslebens. Es war eine Talfahrt des Lebensmutes.

"Damals hab ich mir diese Katze geholt. Als ich das Tier hatte, ging es langsam wieder etwas bergauf mit mir. Das hat mir unheimlich geholfen. Da konnte ich allmählich wieder anfangen zu denken."

Solche Empfindsamkeit, und vor allem die Offenheit, sich zu ihr zu bekennen, hätte man bei J. kaum vermutet. Sie muß in der Arbeitslosigkeit gewachsen sein.

Einmal in dieser kritischen und für ihn verunsichernden Zeit bekam J. vom Arbeitsamt einen Vermittlungsvorschlag.

"Aber Leute, die mal die Finger hochgehoben haben, mit Lohnpfändung, die nimmt heute sowieso keiner mehr. Das hab' ich denen beim Arbeitsamt auch gleich gesagt. Als ich dann bei der Firma war und denen von meiner Lage erzählt habe, haben die natürlich gleich abgewunken."

Sicher war J. an der angebotenen Stellung nicht gerade brennend interessiert gewesen. Es gehörte zu seinem Selbstverständnis, immer etwas mehr zu arbeiten, mehr zu verdienen und sich sichtbar mehr leisten zu können als andere. In einer Firma tätig zu sein, wo die anderen wissen, daß ihm von seinem Lohn nur das nicht pfändbare Existenzminimum bleibt, hätte er nicht ertragen. Er hatte wohl auch die Absage, mit der er ohnehin rechnete, durch sein Verhalten selbst provozieren wollen. Sein Stolz war auf diese Weise weniger verletzt.

Über sich und seine Situation hat J. inzwischen viel nachgedacht. Seine pragmatisch-lebenstüchtige Begabung scheint sich allmählich neu durchzusetzen. Er kann den inneren Umschwung sogar recht genau datieren. Eine Begebenheit beim Arbeitsamt scheint einer der Auslöser dieses Umschwunges gewesen zu sein. Als nach einem Jahr Arbeitslosigkeit sein Anspruch auf Arbeitslosengeld erschöpft war und er die Anträge für die Umstellung auf Arbeitslosenhilfe ausgefüllt hatte, gab es im Amt Verzögerungen bei der Bearbeitung. Das Geld blieb wochenlang aus, und J. geriet in ernsthafte Engpässe mit der Finanzierung des laufenden Lebensunterhaltes. Nachdem mehrere Terminzusagen des Arbeitsamtes ergebnislos verstrichen waren, als Strom- und Mietzahlungen überfällig wurden und das Abklemmen des Stromzählers und der Verlust der Wohnung drohten, trug er seinen überlaufenden Zorn persönlich zum Arbeitsamt. Dort entlud er ihn mit seiner imposanten stimmlichen Lautstärke.

"Wenn ich bis heute mittag nicht den Scheck hier raustrage, dann räume ich Euch sämtliche Schreibtische ab. Ohne Scheck holt mich hier höchstens die Polizei noch raus.' So hab ich die angeschrien. Das hat man noch drei Etagen höher gehört."

Man spürt, daß es ihm hiermit ziemlich ernst gewesen sein muß. Die Szene war offenbar an der Schwelle massiver Tätlichkeiten.

Den Scheck hat er dann bekommen, "und zwar genau zwei Minuten vor zwölf."

Dies scheint ein befreiendes Erlebnis gewesen zu sein. J. hat nach langer Zeit wieder sein eigenes Durchsetzungsvermögen und seine Tatkraft erlebt. Wenn er mit "denen" fertig wird, warum dann nicht auch wieder mit anderen, neuen Problemen. Die emotionale Basis für konstruktive Gedanken war gestärkt.

J. schmiedete neue Pläne, und er baute dabei auf den im Automobilgeschäft erworbenen Kenntnissen und Beziehungen auf. Er begann, einen bescheidenen Zwischenhandel mit alten Kraftfahrzeugen zu betreiben. Inzwischen hat er in der Werkstatt eines alten Schlossermeisters eine Ecke zugewiesen bekommen, in der er unfallgeschädigte Fahrzeuge auf eigene Rechnung für den Weiterverkauf aufarbeitet. Diese Fahrzeuge bekommt er von verschiedenen Neuwagenhändlern. Er hat gute persönliche Beziehungen zu einigen angestellten Autoverkäufern geknüpft, die ihm, motiviert durch persönliche Aufmerksamkeiten, solche Objekte zu günstigen Preisen zuspielen. Seinem Werkstattmeister ist er durch mancherlei Aushilfsarbeiten erkenntlich. So kann er bei ihm Raum und Geräte unentgeltlich nutzen.

Diese neue Arbeit und die dadurch veränderte Lebensweise sind anstrengend. J. ist durchschnittlich zehn bis elf Stunden pro Tag tätig, in der Werkstatt und auf der Suche nach Ein- und Verkaufsgelegenheiten. Fast täglich besucht er Autofriedhöfe und Händlerfirmen, und er studiert regelmäßig Anzeigenblätter nach günstigen Angeboten. Sein Verdienst bleibt trotzdem schmal und sein Alltag hiervon in mancher Hinsicht geprägt. Die Post hat seit langem sein Telefon gesperrt, und er rafft sich nicht auf, den Rückstand auszugleichen. Der einzige Luxus in seinem bescheiden gewordenen Lebenswandel ist das nach wie vor hohe Verpflegungsbudget. Mittags ißt er meistens in Schnellrestaurants, und zwar häufig doppelte Portionen. Er gönnt sich allerdings auch die gelegentliche Imagepflege mit auffälligen Fahrzeugen. Wenn er solch ein Fahrzeug aufgearbeitet hat, fährt er sich damit gern wochenlang spazieren, bevor er es weiterveräußert. Trotzdem hat er ein paar Tausender sparen können, und er hat sich hiervon einen alten Lastwagen gekauft, den er umzubauen beginnt. Die Pritsche wird verlängert und soll nach dem Umbau zwei kleinere PKW hintereinander aufnehmen können. "Hoffentlich spielt der TÜV da mit", meint er, aber er erscheint zuversichtlich. Er kennt Gebrauchtwagenhändler in Dänemark, die häufig Gebrauchtfahrzeuge aus Deutschland mit "frisierter" Einfuhrpapieren brauchen. Diese Händler will J. dann mit Hilfe seines umgebauten Lastwagens beliefern.

Trotz dieses Ansatzes zu einer bescheidenen Existenz in neuer Selbständigkeit bleibt J.s Zukunftsperspektive zwiespältig. Einerseits will er von seiner neuen Arbeit nicht lassen. Als das Arbeitsamt ihm eine Fortbildungsmaßnahme antrug und ihn zu einem Glaserkursus schicken wollte, empfand er dies als eine Zumutung, die abzuwimmeln war. Er war ohnehin davon überzeugt, daß ihn in Glaserdingen niemand etwas Neues würde lehren können. Vor allem aber würde eine solche Fortbildung den Fortgang der Umbauarbeiten an seinem LKW verzögern, in die er so viel Ehrgeiz setzt. Als ihm das Arbeitsamt eine Stellung in Hessen anbot,

brauchte er auch hierüber nicht lange nachzudenken. Das LKW-Projekt hat ihn schon zu sehr gebunden.

"Außerdem verdient man da unten weniger als hier. Die Löhne sind mir da zu niedrig" Auf die Erwiderung, daß es dort aber Arbeit gebe, zuckt er die Achseln.

Die Identifikation mit seiner selbständigen Tätigkeit ist aber trotz allen Engagements noch nicht gefestigt. Er schätzt natürlich seinen unabhängigen Arbeitsalltag, findet es zum Beispiel gut, daß er manchmal erst morgens um neun anfängt, wenn ihm danach zumute ist. Die Unsicherheit der Zukunftsperspektive macht ihm aber noch zu schaffen. In die Ertragskraft seines Gewerbes hat er zu wenig Vertrauen, um sich offen dem Zugriff des Finanzamtes zu stellen.

"Wenn Sie heute noch mal wählen könnten, würden Sie bei ihrer alten Glaserfirma wieder anfangen?"

J. zögert nur kurz mit seinem Ja.

"Auch für geringeren Lohn?"

"Nein." Die Antwort kommt schnell und spontan. Und ungefragt der Kommentar: "Wenn es um mein Geld geht, da bin ich meistens sehr dickköpfig. Das habe ich Ihnen ja vorhin schon gesagt."

Ob er denn heute, wenn er irgendeine Stellung in einer anderen Glaserei bekommen könnte, die annehmen würde?

Er bejaht.

"Und wieviel müßte die dann mindestens bringen?"

"Also dreitausendfünfhundert Mark, mindestens dreitausend bis dreitausendfünfhundert."

"Netto oder brutto?"

"Netto natürlich."

Diese Antwort überrascht zunächst. Zur Zeit liegt die Summe aus Arbeitslosenhilfe und selbständigen Erwerbseinkünften niedriger, obwohl er fünfzig bis sechzig Stunden pro Woche arbeitet. Er ist aber durch seine inflexible Anspruchshaltung gegenüber Arbeitgebern und seine gewandelten Bedürfnisse hinsichtlich der Arbeitsinhalte auf diese Reaktion festgelegt.

Auf der Grundlage dieser gewandelten Bedürfnisse ist J.s weitere Erwerbskarriere unschwer prognostizierbar. Beim Arbeitsamt wird er noch lange Klient bleiben, mindestens bis die Schulden bezahlt sind. Im Kraftfahrzeuggeschäft wird er sich auf absehbare Zeit weiter durchkämpfen. Der Rückweg in die Glaserbranche wird bald durch Zeitablauf verschüttet

sein. Die lange Praxisunterbrechung, das höhere Alter und die Gewöhnung an das selbständige Arbeiten werden jeweils ihren Anteil dazu beitragen.

Daß ihm der jetzige Doppelstatus als selbständiger Schwarzarbeiter und staatlich unterstützter Arbeitsloser doch etwas unangenehm ist, wird daran nichts ändern.

"Das stört mich schon etwas, daß ich mehr oder weniger illegal mein Geld verdiene. Wenn mich mal irgend jemand aufs Kreuz legen will... Na ja, echt nachweisen kann man mir eigentlich kaum etwas. Wissen Sie, wenn ich mich als Bäcker oder Friseur oder so selbständig machen würde, würde das Arbeitsamt ein oder zwei Jahre lang die Unterstützung weiterhalfen, und außerdem würde ich noch günstige Darlehen und Zuschüsse bekommen. Für das, was ich mache, gibt es aber keine müde Mark vom Staat. Das sehe ich überhaupt nicht ein, daß die mich so behandeln. Die wollen ja, daß man sie bescheißt..."

Auf die abschließende Frage, warum es seiner Meinung nach in der Schweiz weniger Arbeitslose gebe, weiß er eine schnelle Antwort.

"Die haben das bessere Modell. Die sind zum Beispiel all die Ausländer rechtzeitig wieder losgeworden... Außerdem werden hier die Leute zum Teil einfach nicht hart genug angefaßt. Wer hier nicht arbeiten will, der kommt doch auch so einigermaßen über die Runden."

Fall 3, Birgit A.: Die fast geläuterte Arbeitslosigkeit

"Wir Arbeitslosen...."

Birgit A. ist die einzige, die diese Formulierung im Gespräch gebraucht. Bei ihr als Langzeitarbeitslosen hat sich ein dementsprechendes Wir-Gefühl in Ansätzen entwickelt. Als Frau kostet es sie offenbar weniger Überwindung, ein solches Gefühl zu äußern.

Aber wirklich konkretisieren kann auch sie dieses Gefühl nicht. Ihr konkretester Hinweis betrifft die Abhängigkeit von staatlicher Unterstützung. Auf weiteres Nachfragen hin weicht sie in einige kritische Bemerkungen zum statistischen Warenkorb aus, der der Bemessung der Sozialhilfe - und damit der Bemessung ihres Lebensstandards - zugrunde liegt. Dennoch ergeben sich im weiteren Gespräch Aspekte eines originären Arbeitslosen-Wir-Gefühls.

Birgit F. ist 30 Jahre alt. Sie ist in einer Randgemeinde einer mittelgroßen Stadt in Süddeutschland aufgewachsen. Der Vater ist Bauarbeiter, aber seit einigen Jahren aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr berufstätig. Sie hat einen jüngeren Bruder, der in der Nähe der Eltern wohnt und seit zwei Jahren erfolgreich als selbständiger Elektriker tätig ist. Die Verhältnisse in der Familie waren belastend und ihre Kindheit entsprechend konfliktreich. Die Eltern verstanden einander nicht gut. Es gab häufigen und heftigen Streit, auch über Fragen der Erziehung. Der Vater muß außerordentlich autoritär gewesen sein, die Mutter dagegen exzessiv behütend. Lebenstüchtigkeit hätte unter dieser doppelten Last von Unterdrückung und Abschirmung nur aus einer inneren Stärke heraus wachsen können, die Birgit A. anscheinend nicht gegeben ist. Sie wirkt schüchtern und physisch zerbrechlich, hilfsbereit und gleichzeitig hilfsbedürftig. Ihre Sprechweise ist behäbig und leise. Die Antworten kommen gelegentlich sehr zögernd.

Nach der Schule begann Birgit A. eine Dekorateurlehre. Sie hatte schon als Schülerin gestalterische Fähigkeiten gezeigt und immer gern gemalt. Die Berufswahl fiel ihr daher leicht. Sie war sehr froh, die Lehrstelle bekommen zu haben. Die Ausbildung gefiel ihr.

Daß sie nach weniger als zwei Jahren die Lehre abbrach, hatte mit den Bedingungen am Ausbildungsplatz nichts zu tun, sondern ausschließlich familiäre Gründe. In der Lehrfirma hatte sie sich talentiert gezeigt, und sie hatte zum Chef ein gutes Verhältnis entwickelt. Die Umstände in der Familie hatten sich aber derart zugespitzt, daß Birgit A. seelisch den Belastungen nicht mehr gewachsen war. Ihr Umzug nach Hamburg war vor allem eine Flucht vor den häuslichen Verhältnissen.

"Bei uns war es eigentlich so richtig dörflich. Da sieht von außen vieles ganz harmonisch aus, die Familien zum Beispiel und die Ehen. Es gibt auch nicht so viele Scheidungen wie hier. Aber vieles wird eben einfach vertuscht."

Die Fortsetzung der Ausbildung konnte sie sich nicht leisten, denn von ihren Eltern konnte und wollte sie keine finanzielle Unterstützung mehr bekommen. Deswegen suchte sie sich Arbeit, von der sie sofort den Lebensunterhalt bestreiten konnte. Nach ein paar Aushilfsjobs versuchte sie sich als Verkäuferin, aber es fehlte ihr die Lust zum ständigen Kontakt mit Kunden. Sie fand schließlich eine Stellung als Arbeiterin in einer Großküche. An diese Art von Arbeit gewöhnte sie sich mit der Zeit. Ihr natürliches Phlegma und ihr persönlichkeitsbedingter Mangel an Tat- und Entscheidungskraft trugen dazu bei, daß sie neun Jahre lang an wechselnden Arbeitsplätzen in diesem Bereich tätig blieb.

"Besonders angenehm war die Arbeit eigentlich nicht, auf jeden Fall nicht besonders abwechslungsreich. Außerdem war sie natürlich anstrengend. Wir mußten den ganzen Tag stehen und oft schwer heben. Außerdem war es meistens ziemlich laut. Geredet wurde eigentlich wenig. Zu den Männern habe ich bei der Arbeit sowieso immer Abstand gehalten. Die waren zum Teil auch unmöglich... Die Kolleginnen waren manchmal ganz nett, aber das waren überwiegend ältere Frauen, mit denen ich mich nicht so richtig unterhalten konnte... Aber ich hatte immer so etwa meine vierzehn- bis fünfzehnhundert Mark netto, und das war mir genug. Finanziell reichte das für meine Ansprüche aus."

Sie berichtet auch über die gelegentlichen Arbeitsplatzwechsel.

"Ich war zwischendurch auch ein paarmal arbeitslos, aber nie lange. Höchstens zwei Wochen und einmal knapp über einen Monat. Zum Arbeitsamt bin ich deswegen gar nicht erst gegangen. Die kurze Zeit bin ich auch ohne Arbeitslosengeld ausgekommen."

An ihrem letzten Arbeitsplatz war sie drei Jahre tätig gewesen, als der große Einbruch in ihrer Arbeitsbiographie kam. Sie war schon häufig für einige Tage krank gewesen und fühlte sich oft unwohl. Sie hatte allerlei verstreute Symptome wie Übelkeit, Kopfschmerzen und leichte Rückenschmerzen beim Heben. Schließlich ging es ihr so schlecht, daß sie auch nach mehrwöchiger Arbeitspause nicht wieder zu Kräften kam. Sie wurde unter mehreren Ärzten herumgereicht.

Ihr Problem mit dem Rücken war ein wirklich physiologisches, aber für alle weiteren Symptome wurde letzten Endes eine psychosomatische Diagnose gestellt. Die seelischen Probleme, denen sie mit dem Abbruch der Lehre hatte entfliehen wollen, hatten sie wieder eingeholt.

Für Birgit A. begann nun eine lange Zeit schwieriger Bewältigungsversuche auf mehreren Ebenen. Vordergründigste Aufgabe war es, ihr Verhältnis zum Arbeitsleben neu zu ordnen.

"Ich mußte langsam lernen, daß ich mich nicht mehr so belasten darf wie früher. Ich muß einfach vorsichtiger mit mir umgehen. So arbeiten wie früher

kann ich nicht mehr... Das Arbeitsamt hat mir bald gar keine Angebote mehr gemacht. Warum, das weiß ich auch nicht so genau. Vielleicht hat man mir das damals angesehen hat, wie schlecht es mir ging. Es stand wohl auch ein Vermerk über meine Krankheit in der Akte. Außerdem war ich beim Arbeitsamt immer noch in der Abteilung, wo diese Küchenjobs vermittelt wurden. Aber das konnte ich ja im Grunde gar nicht mehr."

Was sie wirklich noch konnte, war ihr selbst nicht recht klar. Wäre es anders gewesen, wäre sie möglicherweise wieder selbständig auf Arbeitsplatzsuche gegangen, wie sie es früher getan hat. Nun ließ sie sich aber in das Auffangnetz der amtlichen Beratung fallen. "So einen Job wie früher könnte ich heute jederzeit auch wieder bekommen,", weiß sie, "da hätte ich keine Probleme, wenn ich noch so belastbar wäre." Sie ist es aber nicht mehr. Nach dem ersten Jahr Arbeitslosigkeit wurden ihr zum erstenmal Fortbildungs- und Umschulungsmaßnahmen angeboten. Birgit A. nahm an einem Orientierungskurs teil. Danach entschied sie sich für eine Ausbildung zur Kosmetikerin. Weil ihre eigene Tatkraft gerade in jener Phase besonders geschwächt war, mußte das Arbeitsamt allerdings kräftige Entscheidungshilfe leisten. Ihr inneres Engagement für diese Entscheidung und für den Beruf der Kosmetikerin war daher nicht sehr ausgeprägt. Den Umschulungskurs brach sie nach einem halben Jahr ab.

"Das war nicht die beste Schule, zu der man mich geschickt hatte. Daß es viel bessere Schulen gibt, habe ich erst viel später erfahren. Bei uns war die Ausbildung vollkommen aufs Schminken fixiert. Wir mußten uns auch ständig selbst schminken. "Das gehört eben zum Berufsbild", wurde uns gesagt. Daß zum Beispiel gesunde Ernährung auch ganz wichtig für die Haut ist, davon wollten die gar nichts wissen. Außerdem war der Unterricht zu schwierig für mich, weil so viel Theorie gemacht wurde. Den meisten anderen fiel das anscheinend leichter. Einige hatten sogar Abitur... Zuerst habe ich überlegt, ob ich noch mal woanders einen Kosmetikkurs machen sollte, aber dann habe ich das aufgegeben. Für mich wäre das wirklich nicht das Richtige gewesen, glaube ich."

Nach dem Abbruch des Kosmetikkurses stellte sich wieder Ratlosigkeit ein. Ein Jahr lang geschah praktisch nichts. Dann kamen neue Umschulungsmöglichkeiten ins Gespräch. Zum Gesprächszeitpunkt steht diese Entscheidung noch an, aber Birgit F. scheint fast entschlossen, sich zur Bürogehilfin ausbilden lassen.

"Ein Jahr dauert der Kursus. In dem Bereich werden ziemlich viele Kräfte gesucht. Das sehe ich allein schon an den Stellenanzeigen in der Zeitung... Ich will später mal nicht nur Maschineschreiben, also nicht Phonotypistin werden oder so was. Es gibt auch Stellen, wo es nicht so sehr aufs schnelle Tippen ankommt... Man kann sich in dem Beruf später auch noch weiter

ausbilden lassen, zur Eurosekretärin zum Beispiel. Aber das will ich eigentlich gar nicht. Das wäre für mich auch schon wieder zu anstrengend."

Die Ausbildung soll in drei Monaten beginnen.

Birgit A.s Arbeitslosigkeit dauert bisher insgesamt dreieinhalb Jahre. In dieser Zeit hat sie auch ihren Anspruch an den eigenen Lebensstandard revidieren müssen. Besonders hohe Ausgaben hat sie nie gehabt, und daher war die Umstellung für sie vergleichsweise leicht. Außerdem trat die materielle Entbehrung bei ihr zeitweise hinter Problemen zurück, die sie ungleich stärker beschäftigten.

"Mit meiner Arbeitslosenhilfe liege ich ungefähr dreißig Mark über dem Sozialhilfesatz. Ein bißchen Wohngeld kriege ich, und besondere Anschaffungen, Kleider und solche Sachen, muß ich beim Sozialamt beantragen. Auch Möbel zum Beispiel. Früher habe ich in einem möblierten Zimmer gewohnt. Als ich da raus mußte und eine Wohnung bekam, mußte ich die natürlich neu möblieren. Beim Sozialamt wollte man mir zuerst gar nicht glauben, daß ich keine eigenen Möbel hatte..."

Wenn man immer nur zu Hause ißt und nie auswärts, dann kommt man mit dem Geld schon einigermaßen zurecht. Aber wenn man sich besonders gesund ernähren will, dann reicht es schon nicht mehr. Das ist im Warenkorb der Sozialhilfe nun mal nicht vorgesehen..."

Birgit A. verfügt über keine Zusatz- oder Nebeneinkünfte zur Sicherung ihres Lebensunterhalts. Es gibt auch kein privates soziales Sicherungsnetz, auf das sie sich stützen könnte. Ein Freund, zu dem sie mehrere Jahre lang eine feste Beziehung hatte, wollte und sollte ihr finanziell nicht beistehen.

"Der ist ein ganz genügsamer Mensch, der braucht fast kein Geld zum Leben. Seine Eltern sind ziemlich reich, und damit rechnet er irgendwie für später. Als wir zusammen waren, hat er im Winter immer sieben Monate gearbeitet, meistens bei einem Kurierdienst. Von dem Verdienst hat er einen Teil für den Sommer gespart. Zusätzlich hatte er im Sommer immer noch sein Arbeitslosengeld"

Sie mußte also ihre materielle Situation allein beherrschen. Daß man hieran auch scheitern kann, weiß sie aus eigener Anschauung.

"Manche brauchen mehr Geld, die können vom Sozialhilfesatz nicht leben. Wenn man viel raucht und trinkt zum Beispiel, dann reicht es einfach nicht. Bei einigen spielen natürlich auch Drogen eine Rolle. Solche Leute müssen irgendwas machen, schwarz arbeiten oder so. Viele gehen putzen, auch Männer, das weiß ich aus meinem Bekanntenkreis. Manchmal spielen sogar kriminelle Sachen eine Rolle, besonders bei den Jüngeren. Ich weiß, daß einige Arbeitslose sich regelrecht erpressen lassen wegen ihrer illegalen Arbeit.

Wenn es einem schlecht geht und man kein Geld hat, gerade bei Frauen, spricht sich das auch schnell rum. Da bekommt man die verschiedensten Angebote. Das geht ganz schnell in so was ähnliches wie Prostitution rein..."

Für sich selbst hat sie einen klaren Kurs gefunden.

"Schwarzarbeit und so, das mache ich nicht, auf keinen Fall. Das sehe ich nicht ein, daß ich das tun soll."

Neben ihrer Anspruchslosigkeit setzt sie auch eine gewisse Findigkeit ein. Wo immer es etwas fast oder ganz umsonst gibt, nimmt sie die Gelegenheit wahr. Zum Beispiel das Frühstück in der einen oder anderen Arbeitsloseninitiative. Sie nimmt sich auch die reichlich vorhandene Zeit, um die günstigsten Einkaufsmöglichkeiten aufzutun. So spart sie sich den gelegentlichen Luxus ab, in einer nicht zu teuren Gaststätte essen zu gehen.

Die Arbeitslosigkeit hat für Birgit A. die seelische Stabilisierung einerseits verkompliziert, andererseits aber auch vorangetrieben. Das Zuviel an Freizeit zwang sie, sich ihren Problemen bewußter zu stellen. Gleichzeitig mußte sie aber mit sich selbst als Arbeitsloser ins reine kommen. Dies verlangte eine doppelte Anstrengung. Es öffnete ihr aber auch neue Perspektiven.

"Mit Arbeit kann man sich ganz stark ablenken von vielen Dingen. Das war bei mir früher bestimmt der Fall. Deswegen habe ich mich mit der Arbeit auch ziemlich kaputtgemacht und erst so spät gemerkt, daß es nicht mehr ging. Ich müßte mal eine richtige Therapie anfangen. Das ist aber gar nicht so leicht. Da muß erst mal jemanden finden, zu dem man auch Vertrauen hat..."

Man kann seine Probleme nicht in so kurzer Zeit abschütteln. Die schleppt man wahrscheinlich sein ganzes Leben mit sich rum. Ich habe auch mit anderen Arbeitslosen darüber gesprochen. So eine richtige Therapie wäre für viele ganz wichtig.... Meistens hängt das mit den Familien zusammen. Das Durchsetzungsvermögen, das man braucht, kann sich in manchen Familien überhaupt nicht entwickeln.

Ich glaube, für Männer ist das am allerschlimmsten. Ich kenne einige Männer, vor allem ältere, die allein wohnen, für die ist die Arbeitslosigkeit ganz schwer zu ertragen. Als Frau hat man noch mehr Möglichkeiten, mehr Kontakte ..."

Sie hat ein ziemlich festes Bild von ihrer eigenen psychischen Entwicklungsgeschichte. In der Arbeitslosigkeit hat sie eine gewisse friedliche Distanz zu sich selbst entwickelt und dabei offenbar gelernt, sich zu akzeptieren.

Die innere Beschäftigung mit dem ihr anhängenden Merkmal der Arbeitslosigkeit hat sie früh aufgegriffen. Sie hat hierüber gelesen, und sie

war häufig bei Selbsthilfegruppen und Arbeitsloseninitiativen. Bei einer dieser Initiativen ist sie Mitglied und ziemlich regelmäßige Besucherin. Hier ist sie auch mit politischen Diskussionen um das Arbeitslosigkeitsproblem in Kontakt gekommen.

"Früher habe ich mich für diese politischen Sachen nie interessiert, aber in den Gruppen kommt man nicht daran vorbei. Manchmal ärgert mich, daß da viel zu harte Auseinandersetzungen geführt werden. In der Gruppe, wo ich in letzter Zeit öfter bin, sind drei Sozialpädagogen in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen beschäftigt. Die waren vorher auch arbeitslos. In unserer Gruppe machen sie hauptsächlich politische Sachen. Ich glaube, mit ganz persönlichen Problemen würde ich mich nicht an die wenden... Wir sind ja ein unabhängiger Verein, und eigentlich sind das unsere Angestellten. Aber die haben alles mehr oder weniger im Griff, weil sie als einzige immer da sind und wirklich Bescheid wissen... Manchmal finden da richtige politische Intrigen statt. Das mach' ich aber nie mit, da halte ich mich raus...

Was wir politisch fordern, ist das garantierte Mindesteinkommen. Das soll zwölf- bis fünfzehnhundert Mark im Monat betragen. Unsere Gruppe hat auch eine Druckschrift dazu rausgebracht. "

Sie bringt von sich aus das Gespräch noch einmal auf das Verhältnis zu den Eltern.

"Die verstehen das nicht, daß ich schon so lange arbeitslos bin. Sie fragen immer wieder, warum ich noch keine neue Arbeit habe. Dabei ist mein Vater Frührentner, und mein Bruder ist auch schon mal kurz arbeitslos gewesen. Insofern müßten die viel mehr Verständnis haben. Aber Arbeitslosigkeit ist bei denen fast so schlimm wie Ehescheidung. Die meinen, man müßte sich an seinem Arbeitsplatz festhalten, egal, was kommt. Wo ich herkomme, da hängen ja wirklich noch an ihrem Arbeitsplatz wie an einer kaputten Ehe...

Zuletzt war ich vor drei Jahren bei meinen Eltern. Jetzt will ich da aber gar nicht mehr hin. Das ist mir schon peinlich genug, daß ich ihnen jedes Jahr dieses Formular vom Sozialamt hinschicken muß, wo sie ihr Einkommen angeben müssen. "

Auf die Frage, ob ihr in den letzten Jahren die Arbeit sehr gefehlt habe, gibt sie überraschend schnell und bestimmt Antwort.

"Beschäftigung. Die Arbeit nicht, aber Beschäftigung hat mir gefehlt."

Welche Arbeit ihr am besten gefallen würde, wenn sie es sich aussuchen könnte?

"Im Kunstbereich vielleicht irgendwas, oder in einer Buchhandlung vielleicht oder in einer Galerie... Also, am liebsten wäre ich selbständig."

Als was sie gern selbständig wäre, kann oder will sie nicht näher erläutern. Es wird aber unausgesprochen klar, daß sie an ein Künstlerdasein denkt. Sie hatte erwähnt, daß sie gelegentlich Aquarelle und Ölbilder malt. Verkauft hat sie allerdings noch keins. Sie hat es auch noch nicht ernsthaft versucht. Selbständig sein als freie Künstlerin, das ist inzwischen ihre eigentliche Vorstellung vom Arbeiten, auch wenn sie sich hierzu nicht offen bekennen mag.

Das Gespräch kommt noch einmal auf ihre Umschulung und auf ihre anschließenden Aussichten als Bürokraft.

Ob das später mal klappt, das hängt von vielen Sachen ab. Zum Beispiel davon, wie ich mich gerade fühle, wenn ich mich irgendwo vorstelle. Darauf kommt es auch sehr an. Ich kann jetzt noch gar nicht sagen, wie das ausgehen wird."

Es ist nicht ganz auszuschließen, daß günstige Umstände noch eine Fortsetzung ihrer Arbeitsbiographie ermöglichen werden.

Fall 4, Jürgen N.: Kompetenzbewertung und moralisches Vakuum

In Jürgen N.s Arbeits- und Privatleben konnte eigentlich nicht mehr viel schiefgehen. Die beruflichen und familiären Verhältnisse waren geordnet und stabilisiert. Seit zehn Jahren lebt die Familie in einem eigenen Einfamilienhaus in ruhiger Wohnlage einer norddeutschen Kleinstadt. N. hat dafür gesorgt, daß seine drei ältesten Söhne in "seiner" Firma zu Maschinenbauern ausgebildet wurden. Zwei von ihnen studieren jetzt an einer Fachhochschule. Der jüngste Sohn soll in zwei Jahren sein Abitur machen. Mit seiner beruflichen Tätigkeit war N. in den zurückliegenden Jahren ausgesprochen zufrieden gewesen.

N. ist gelernter Seespediteur. Im Reederei- und Speditionsgewerbe verbrachte er auch seine ersten fünfzehn Berufsjahre. In seiner sonst gleichmäßigen und stetigen beruflichen Laufbahn gab es nur zwei kritische Arbeitsmarkterfahrungen.

Nach der Ausbildung blieb N. verhältnismäßig lange in seiner Lehrfirma, obwohl sich dort keine Aufstiegsschancen abzeichneten. Als er sechsundzwanzig war und schon zwei Söhne hatte, begann er, seine berufliche Entwicklung und seine finanzielle Zukunft bewußter zu planen. Über einen Bekannten bekam er den Hinweis auf eine offene Position in Bremen, an der er sofort interessiert war. Er stellte sich dort vor und wurde eingestellt. Vorbehaltlos und voller Vertrauen in die Firma stürzte er sich in die neue Aufgabe. Das von den Schwiegereltern geerbte Haus, in das die Familie ein Jahr vorher eingezogen war, wurde bald verkauft, eine große Wohnung in Bremen gemietet und der Möbelwagen bestellt.

Wenige Tage vor dem geplanten Umzug der Familie erfuhr N. von finanziellen Engpässen in seiner neuen Firma. Als er seinen Vorgesetzten aufforderte, ihn über die Hintergründe zu informieren, war die Auskunft niederschmetternd. Die Firma war akut konkursgefährdet. Sofort bestellte N. den Möbelwagen ab, kündigte die in Bremen gemietete Wohnung und fuhr zur Familie zurück.

Die Bewältigung dieser Krise gelang bemerkenswert reibungslos. Das voreilig verkaufte Haus mußten die N.s zwar räumen, aber innerhalb weniger Tage war eine ansprechende Mietwohnung gefunden, und innerhalb von zwei Wochen hatte N. eine neue Stellung bei einer Hamburger Speditionsfirma. Dort blieb er drei Jahre.

Nach diesen drei Jahren wurde in der Reederei, in der er früher tätig gewesen war, eine attraktive Stelle im Personalbüro frei. N. wurde gefragt, ob er Interesse habe, und er nahm an. Hier fand er berufliche Zufriedenheit, und er behielt diese Stellung gut sechs Jahre lang.

Nach diesen sechs Jahren begann die Reederei, ihre Flotte zu verkleinern und die verbleibenden Schiffe auszuflaggen. Die Restaktivitäten wurden in

einem Büro in Hamburg zusammengezogen. N. wurde gebeten, sich andere Arbeit zu suchen.

Stellenangebote, die N. interessant erschienen, gab es zu jener Zeit reichlich. Eine nahegelegene Werft suchte dringend einen Sachbearbeiter für eine neue Aufgabe in der Personalabteilung. N. erschien hierfür aufgrund seiner bisherigen Tätigkeiten gut geeignet. Man war auf der Werft froh, jemanden mit einschlägiger Erfahrung gefunden zu haben.

"Das waren noch Zeiten damals. Da suchte die Werft laufend neue Leute, hauptsächlich für die Produktion. Es war damals auch gar nicht so leicht, die Leute im Betrieb zu halten. Vornean auf dem Werftgelände, beim Haupttor, hatten wir extra eine Bürobaracke aufgestellt, so eine Art Fertigbaracke, wo die Leute sich vorstellten und wo wir gleich die Anstellungsverträge fertiggemacht haben. Da saßen wir zu dritt. Der Leiter dieser Abteilung, ich als sein Vertreter, und dann noch eine Schreibkraft...

Mit den Verträgen wurde nicht lange gefackelt. Wenn jemand sich vorstellte, wurde er meistens auch genommen. Ob der was taugte, das hat man eben hinterher bei der Arbeit festgestellt. Einige waren natürlich fast so schnell wieder weg, wie sie gekommen waren. Aber so richtig rausgeschmissen wurde ganz selten jemand."

Diese Phase stürmischer Expansion war bei der Werft aber relativ kurz. Nach knapp anderthalb Jahren wurde das Einstellungsbüro am Haupttor geschlossen. In der Personalabteilung war für N. keine andere Position frei, und für die übrigen kaufmännischen Bereiche der Werft fehlte es ihm an Erfahrung. Es tat sich dann aber ein anderer, seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechender Tätigkeitsbereich für ihn auf. Im Unternehmen war ein wachsender Sicherheitsbedarf entstanden, und daher sollte ein Werkschutz aufgebaut werden. Diese Aufgabe wurde N. übertragen.

N. verstand es, die Position des Werkschutzleiters, die anfänglich kaum mehr als die eines Chefpförtners war, mit Fingerspitzengefühl, Kompetenz und Organisationstalent auszubauen. Der Werkschutz wurde bald eine eigenständige Unterabteilung, in der Wachleute, Pförtner, Werksfeuerwehr sowie die firmeninternen Post- und Botendienste zusammengefaßt waren. In besten Zeiten waren über zwanzig Leute unter N.s Leitung beschäftigt.

"Wir waren offiziell der Betriebsleitung unterstellt. Aber in der Praxis waren wir eigentlich vollkommen eigenständig. Wenn nichts Besonderes anlag, und das war ja selten der Fall, hat sich keiner bei uns eingemischt... Unsere ganze Organisation hab' ich praktisch allein entwickelt. Die Einsatzpläne mit den Nacht- und Wochenendschichten, das war schon eine komplizierte Sache. Aber das klappte wie am Schnürchen, als erst mal alles aufgebaut war. Zu Anfang hatten wir viele jüngere Leute, aber die kann man in einem Werkschutz auf die Dauer nicht gebrauchen. Die bringen mit ihrem

Freizeitbedürfnis die ganze Schichtplanung durcheinander. Zum Schluß hatten wir nur noch ordentliche, umgängliche Leute. Die waren alle über dreißig und ruhige Vertreter. Das lief."

Der Werkschutz konnte sich im Laufe der Zeit fest etablieren, und er blieb von Beschäftigungsschwankungen des Unternehmens unberührt. Auch als die Belegschaft innerhalb von drei Jahren um fast 30 Prozent reduziert werden mußte, machte sich dies in N.s Arbeitsbereich kaum bemerkbar. In vierzehn Arbeitsjahren bei der Werft entwickelte N. daher ein ausgeprägtes Gefühl persönlicher Arbeitsplatzsicherheit.

Der Konkurs seiner Werft und der anschließende Arbeitsplatzverlust waren für F. ein persönlicher Schock, den er allerdings ziemlich lange verschleppte. Es war schon lange bekannt gewesen, daß es der Werft nicht rosig ging, aber N. hatte dies zunächst nicht sehr ernst genommen. Er hatte gewußt, daß Aufträge knapp geworden waren und die Ertragslage schlechter als früher, aber die Geschäftsleitung hatte immer wieder Zuversicht verbreitet. Auch vom Engagement der Landesregierung für die Erhaltung der Werft war oft die Rede gewesen. Selbst von der Gewerkschaft hatte man fast nur Ermutigendes gehört. Als das Unternehmen dann doch einen Vergleich eröffnen mußte, war N. immer noch guten Mutes. Nachdenklich wurde er erst, als bei Konkurseröffnung der gesamten Belegschaft vorsorglich gekündigt wurde.

"Alle, die an dem Tag in der Firma waren, haben gleich ihre Kündigungsschreiben bekommen. Den anderen wurde sie nach Hause gebracht, und das haben wir vom Werkschutz gemacht. Wir sollten die Briefumschläge noch am selben Tag persönlich übergeben. Da mußten wir weit herumfahren, bis spät in den Abend. Was wir da von den Leuten zu hören bekamen, das war zum Teil wirklich deprimierend. Als wir gegen elf Uhr abends wieder auf der Werft waren, hat man uns dann unsere eigene Kündigung mitgegeben. An dem Tag war ich wirklich fix und fertig. Das kann sich jemand anders nicht vorstellen, wie mir zumute war. Am nächsten Tag sollte ich dann noch die letzten Kündigungen verteilen, die wir am Abend vorher nicht losgeworden waren. Aber da hab' ich mich geweigert. Ich hab' denen einfach gesagt: 'Dafür müßt Ihr Euch einen anderen suchen.'"

Zum Zeitpunkt der Kündigung hieß es zunächst, die Werft würde innerhalb von zwei Monaten geschlossen. N. hielt sich vorerst aber an der Vorstellung fest, daß für ihn arbeitsrechtlich eine Kündigungsfrist von acht Monaten galt und daß er insofern nicht so bald stellungslos werden konnte. Hoffnung gaben auch Verhandlungen über eine mögliche Weiterführung der Werft mit verringerter Belegschaft. N. war sicher, daß dazu auch ein Werkschutz gehören würde.

Erst einmal konnte N. weiterarbeiten. Er wurde nicht wie viele andere wegen Arbeitsmangels sofort freigestellt. Der vorhandene Auftragsbestand sollte

noch abgewickelt werden, und der größere Teil von N.s Abteilung zählte zur unverzichtbaren organisatorischen Infrastruktur. N.s Zweckoptimismus wurde zunächst auch durch die weiteren Ereignisse bestätigt. Es wurde eine Auffanggesellschaft gegründet, die ein gutes Drittel des Personals übernehmen sollte.

"Die meisten, die wieder eingestellt werden sollten, haben auch bald ihre neuen Verträge bekommen. Der Werkschutz blieb aber beim Konkursverwalter beschäftigt. Der war für das ganze Werftgelände zuständig, und die Auffanggesellschaft hatte nur einen Teil davon gepachtet. Wie das dann später mal weitergehen sollte, hat mir keiner richtig gesagt. Man hat mich immer nur hingehalten. Erst sollte ich im Dezember freigestellt werden, dann plötzlich sollte ich noch zwei Monate weiterarbeiten. Keiner wußte angeblich Bescheid, was aus den Werkschutzleuten werden sollte.

Die Wahrheit hab' dann durch Zufall rausgekriegt. Weil wir immer noch die Postverteilung machten, hab' ich manches von den eingehenden Briefen mitbekommen. Eines Tages war da ein Angebot von einer privaten Bewachungsgesellschaft in der Post, die die Betreuung des ganzen Werftgeländes übernehmen sollte. Als ich das gesehen habe, bin ich natürlich gleich zur alten Geschäftsleitung hingegangen und hab' gefragt, was werden soll. Reinen Wein haben die mir trotzdem nicht eingeschenkt. Am Monatsende bekam ich dann die endgültige Kündigung vom Konkursverwalter."

Dies war das anfänglich aufgeschobene und verdrängte berufliche Aus, das den Werkschutzleiter N., zu einem gewöhnlichen Arbeitslosen machte. Er bekam es kurz darauf noch einmal von der Geschäftsleitung der neuen Auffanggesellschaft bestätigt, die zu N.s Empörung dieselbe geblieben ist wie die der alten, in Konkurs gegangenen Werft:

Der Chef hat mich zu sich reingerufen und wollte mir das alles erklären. Es würden noch andere Firmen auf dem Gelände angesiedelt, und deswegen sollte die ganze Organisation umgestellt werden; ein Werkschutz wie früher wäre für die Auffanggesellschaft zu aufwendig. Außerdem meinte er, die externen Bewachungsfirmen seien viel billiger. Und dann kam das Tollste an der ganzen Geschichte, das werde ich nie vergessen. Er hat zu mir gesagt: 'Herr N., wir haben noch eine große Bitte an Sie. Könnten Sie noch für zwei Wochen die Einarbeitung des neuen Wachdienstes übernehmen?'"

An dieser Stelle macht N. eine lange Pause. Er kämpft gegen die innere Erregung.

"Das haben Sie natürlich nicht gemacht."

"Natürlich nicht", sagt er nach einer weiteren Pause.

Diese Ereignisse sind inzwischen acht Monate her, aber seine Enttäuschung scheint kaum abgeklungen. Er versucht, sich mit heftigen Schuldzuweisungen Erleichterung zu verschaffen.

"Verschaukelt haben sie uns letzten Endes alle. Auch die Landesregierung und die Gewerkschaften, aber hauptsächlich die Herren der Geschäftsleitung. Von denen sind wir einfach betrogen worden. Daß die jetzt wieder die Chefs der Auffanggesellschaft sind, das ist ja eigentlich das größte Unding. Normalerweise muß in so einem Fall als erstes der Kopf der Firma verschwinden. Hier hat man am falschen Ende angefangen."

N. hat die Ereignisse, die zum Konkurs der Werft und zur Weiterführung eines Restunternehmens führten, sehr wohl verstanden. Trotzdem findet er sich hiermit nicht ab. Daß sein Arbeitsplatz so sang- und klanglos untergegangen ist, daß seine aus langjähriger Betriebszugehörigkeit abgeleiteten arbeitsrechtlichen Ansprüche nun nichts mehr gelten, daß es einen bescheidenen Sozialplan auf dem Papier gibt, aber kaum Geld dafür vorhanden sein wird, daß vor allem niemand mehr für die von ihm gestellten Ansprüche wirklich zuständig ist, erscheint ihm immer noch nicht plausibel.

"Ich habe versucht, mit allen möglichen Leuten zu sprechen. Mit dem Konkursverwalter zum Beispiel, aber den kriegst Du persönlich nie zu fassen. Ich war natürlich auch bei der Gewerkschaft und beim Betriebsrat, aber bei denen bin ich auch nicht weitergekommen. 'Im Konkurs ist eben alles anders', haben die mir nur gesagt. Mehr wußten die auch nicht. Da soll man also klein beigeben und nach Hause gehen."

N. fühlte sich plötzlich in einem rechtsfreien Raum. Für ihn stand aber zu viel auf dem Spiel, um sich auf diesen Bruch der Spielregeln kampflos einzulassen. Seine berufliche Zukunft, die materielle Sicherung, das Haus, das noch zwölfhundert Mark Zins- und Tilgungsdienst forderte, die drei Söhne, die in der Ausbildung waren, und schließlich sein Rechtsempfinden bewegten ihn dazu, die gerichtliche Auseinandersetzung zu suchen.

Es fand sich ein Anwalt, der N. und einige Kollegen vor Gericht vertreten wollte. Die Auffanggesellschaft sollte als vermeintliche Rechtsnachfolgerin der insolventen Werft N.s Ansprüche aus dem alten Arbeitsvertrag erfüllen. N. stand hier aber rechtlich auf verlorenem Posten. Die Auffanggesellschaft hatte sich natürlich in dieser Hinsicht bestmöglich abgesichert. Sie hatte sich sogar mit der Gewerkschaft darüber verständigt, daß solche arbeitsrechtlichen Ansprüche nicht greifen sollten. Dies war die Geschäftsgrundlage der neuen Unternehmensgründung gewesen. Um Aufsehen zu vermeiden, wurde N. trotzdem eine Abfindung in Höhe von einigen tausend Mark angeboten. N. lehnte aber ab. Er verlor den Prozeß, und er muß nun auch noch die Prozeßkosten aus eigener Tasche bezahlen.

Inzwischen stellt sich bei N. eine gewisse Resignation ein. Von seiner spontan getroffenen Entscheidung, beim Landesarbeitsgericht Berufung einzulegen, rückt er innerlich wieder ab. Das Werftgeschehen, das ihn früher auch außerhalb der Arbeitszeit bewegt hat, weckt kaum noch sein Interesse.

"Früher war ich immer da, wenn was Besonderes los war, beim Stapellauf zum Beispiel. Aber jetzt ist mir das ziemlich egal. Wenn mir heute jemand erzählt, was auf der Werft passiert, höre ich gar nicht mehr richtig hin. Das hat mich eigentlich gewundert, wie schnell man sich davon trennt. Na ja, man gehört eben nicht mehr dazu."

Diese Loslösung betrifft nur das jetzige Geschehen auf der Werft und nicht das frühere. N. trifft sich noch regelmäßig mit ehemaligen Kolleginnen und Kollegen. Daneben beginnt er aber, sich mit konkreten Zukunftsplänen für das eigene Arbeitsleben zu befassen. Einige Male ist er schon beim Arbeitsamt gewesen. Anfänglich nur zur Klärung seiner finanziellen Ansprüche, aber inzwischen auch zum Vermittlungsgespräch.

"Der zuständige Mann hat sich meine Unterlagen erst mal lange angeguckt. Dann hat er gesagt: "Neunundvierzig sind Sie also. Das ist das falsche Alter. Für die Rente zu jung, und zum Arbeiten zu alt."

Mit neunundvierzig fürs Arbeiten zu alt. Dieser Ausspruch hat sich bei N. tief festgesetzt. "Für die Rente zu jung und für die Arbeit zu alt", wiederholt er mehrmals während des Gespräches. Bei aller Enttäuschung über die Lage ist er dem Arbeitsvermittler fast dankbar, daß er ihm diese Formel für die gemeinsame Ratlosigkeit an Hand gegeben hat. Vermittlungsvorschläge hat N. bisher nicht bekommen.

"Er hat mir erklärt, daß es in einem Jahr alles ganz anders aussehen kann. Wenn ich fünfzig bin und mindestens ein Jahr arbeitslos, dann kann er für mich Lohnkostenzuschüsse bis 90 Prozent locker machen. Da kommen die Mittel aus verschiedenen Programmen zusammen, Wiedereingliederungshilfe, Arbeitsplatzoffensive und das Werftenprogramm. Maximal laufen die Zuschüsse zwei Jahre, soweit ich das jetzt mitbekommen habe. Dadurch hat man als Bewerber natürlich eine ganz andere Verhandlungsposition. Man braucht im Gehalt nicht so weit zurückzustecken. Ich weiß von früheren Kollegen, die erhebliche Abstriche machen mußten. Viele verdienen heute ein Drittel weniger als früher."

Dieses Schielen auf die zu überspringende Förderungsschwelle gibt ihm Hoffnung und läßt ihn gleichzeitig manche naheliegenden Alternativen distanzierter betrachten. Zum Beispiel solche, die geographische Mobilität voraussetzen.

"Mit meiner Frau habe ich schon darüber gesprochen, daß wir vielleicht von hier wegziehen müßten. Das würden wir auch tun, wenn es nötig wäre. Aber man muß sich das genau durchrechnen. Wahrscheinlich müßte ich zuerst

allein umziehen und die Familie hier lassen. Man weiß ja nicht gleich, ob man bei der Firma bleiben wird. Außerdem soll unser jüngster Sohn nicht so kurz vor dem Abitur die Schule wechseln.

man die Kosten für die zusätzliche Wohnung und für die Heimfahrten abrechnet, dann würde wahrscheinlich sowieso nicht mehr dabei übrigbleiben als das jetzige Arbeitslosengeld. Außerdem haben wir noch das Problem mit dem Haus. Die Preise sind hier in der Gegend momentan sehr schlecht. Wenn ich jetzt verkaufen müßte, würde nach Abzug der Schulden nicht viel übrigbleiben. In der Gegend von Stuttgart könnten wir dafür nicht mal eine Einzimmerwohnung kaufen. "

N. und seine früheren Kollegen haben auch schon gemeinsam über Arbeitsalternativen nachgedacht.

"Wir haben oft zusammengesessen und überlegt, ob man sich nicht irgendwie selbständig machen könnte. Da kamen natürlich gleich allerlei Vorschläge, vom Beerdigungsunternehmen über Eisbuden bis zum Blumenladen. Wenn man das genauer bedenkt, dann ist das aber alles unrealistisch. So was gibt es doch am Ort schon mehr als genug. Das mußte ich den anderen erst mal klarmachen. Wenn einem nichts Neues einfällt, hat das alles gar keinen Zweck. Aber auf unsichere Sachen darf man sich natürlich auch nicht einlassen. Ein Kollege zum Beispiel, der ist jetzt Verkaufsfahrer für Blumen. Der bekommt nicht mal ein festes Gehalt und wird irgendwie nach dem Umsatz bezahlt. Er weiß nie, was er im nächsten Monat verdient. Das kann man doch nicht machen, wenn man noch regelmäßig Schulden auf sein Haus abzutragen hat. Da muß man doch wissen, was man an festem Einkommen hat."

Daß N. mit seinen Überlegungen über solche Gedankenspiele nicht hinausgekommen ist, belastet ihn. "Das muß bald wieder losgehen mit der Arbeit", sagt er irgendwann, und er unterstreicht es mit einer entschlossenen Geste.

Das Gespräch endet mit der Frage, ob ihm die Arbeit in den letzten Monaten sehr gefehlt habe.

"Zu Anfang gar nicht. Zuerst ist das wie ein längerer Urlaub. Aber dann sieht es bald ganz anders aus. Ich meine, Zeit hat man nie zuviel. Ich hätte noch sehr viel zu tun hier im Haus. Der ganze Keller müßte zum Beispiel noch gefliest werden. Aber auf die Dauer kann man nicht immer nur solche Sachen machen oder im Garten herumbasteln. Da muß einfach was passieren."

Wie er den auf Fortbildungs- oder Umschulungsangebote des Arbeitsamtes reagieren würde?

"Immer her damit", sagt er, "dann wird eben die Schulbank gedrückt."

Fall 5: Michael C.: Vorbehalte gegenüber der Arbeitswelt

Michael C. ist 36 Jahre alt. Er ist sehr groß und massiv und macht einen physisch belastbaren Eindruck. Er ist dunkelhaarig, hat aber eine Halbglatze, die ihn etwas älter aussehen läßt. Weil er in ihr ein Einfallstor für allerlei Krankheiten sieht, hält er sie meistens bedeckt. Sonst würden sich Kopfschmerzen, Erkältungen und Kreislaufstörungen einstellen, sagt er. Die gesundheitliche Anfälligkeit steht in auffallendem Kontrast zur kräftigen Physis.

C. kommt aus einfachen Verhältnissen. Der früh gestorbene Vater war Gießereiarbeiter. Die Mutter zeigte an seiner Schulausbildung wenig Interesse. Daß er das Gymnasium immerhin bis zum Realschulabschluß besuchte, war weitgehend auf seine eigene Initiative zurückzuführen. Das Abitur machte er auf der Abendschule, um nebenher den eigenen Lebensunterhalt verdienen zu können.

Seine schulischen Leistungen waren nicht schlecht, obwohl ihm die Erfolge nicht zuflogen. Er mußte hierfür viel Arbeitsdisziplin aufbringen. Trotzdem war er vom schulischen Bildungserlebnis stark beeindruckt. Dessen Verarbeitung und Einordnung fiel ihm allerdings schwer. Es hat den Anschein, als hätten ihn lebensferne Begriffswelten allzu leicht in unangemessene Begeisterung versetzt.

Seine Bildungsinteressen gingen über den schulischen Rahmen bald hinaus und konzentrierten sich stark auf politische Themen. Dieses Interesse teilte er mit einer Freundin, mit der er inzwischen lange verheiratet ist. Der Entschluß, gemeinsam Soziologie zu studieren, stand mit ihrem politischen Engagement in Zusammenhang. Sie wählten dieses Fach, "weil wir uns da auch politisch ein bißchen verwirklichen wollten." In der akademischen Welt fanden sich beide jedoch schwer zurecht. Sie studierten einige Semester ohne rechte Orientierung.

Die Einsicht, daß das Studium nicht zu schaffen sein würde, setzte sich bei beiden nach etwa sechs Semestern durch. Die Entscheidung für eine Alternative brauchte dann nochmals fast ein Jahr. C. tat sich hierbei viel schwerer als seine lebensstüchtigere Freundin. Er neigt ohnehin dazu, über anstehende Entscheidungen lange zu reden, um sie dann auf spätere Zeiten oder auf andere Personen abwälzen zu können.

C. legte sich schließlich auf eine Tischlerausbildung fest, während die Freundin Krankenschwester wurde. Bei C. schien diese Wahl mehr aus intellektueller Reflexion als aus spontaner Neigung entstanden zu sein. Er wollte einen nicht-akademischen und nicht-bürgerlichen Beruf ergreifen. Das Tischlern gefiel ihm, "weil ich die Vorstellung hatte, man hätte da mit natürlichen Werkstoffen zu tun."

Die Umsetzung dieser beruflichen Entscheidungen verlief für C. alles andere als reibungslos. Schon das Suchen einer Lehrstelle war eine bedrückende Erfahrung. Das Arbeitsamt half aber engagiert mit. Nach Einschaltung mehrerer Arbeitsamtsbezirke wurde eine Firma gefunden, die es mit einem dreiundzwanzigjährigen Studienabbrecher als Tischlerlehrling versuchen wollte. C. mußte allerdings den Wohnort wechseln.

Die Ausbildung brachte C. zu Ende. Sie muß aber sowohl ihn als auch den Tischlermeister sehr belastet haben. Handwerkliche Geschicklichkeit scheint C. nicht in die Wiege gelegt zu sein. Über die Konflikte, die er deswegen zu bestehen hatte, berichtet er mit erstaunlicher Offenheit. In der Lehre wurde ihm häufig vorgehalten, zwei linke Hände zu haben. Außerdem wirkte seine geringe Entscheidungsbereitschaft sich offenbar auch im handwerklichen Alltag aus. Wo andere spontan zufaßten, zerredete C. kostenträchtige Zeit, und wo andere intuitiv handelten, wollte er zunächst alternative Lösungswege diskutieren. Dieser Mangel an Entscheidungskraft ging bei C. aber nicht mit der Bereitschaft einher, Entscheidungen anderer umstandslos zu akzeptieren.

"Wenn der Meister mir mit seinen Sprüchen kam, ich sollte mal das Tempo anziehen, oder Zeit wäre Geld oder solchen Sachen, dann habe ich mich umgedreht und bin weggegangen. Oder ich hab' gleich gesagt: "Ich bin krank", und dann bin ich am nächsten Tag zu Hause geblieben."

So blieb er in der Ausbildungszeit ziemlich isoliert. Das Bildungsgefälle zu den meisten Kollegen und das Altersgefälle zu den anderen Auszubildenden schafften eine gewisse Distanz. Sein handwerkliches Ungeschick und seine Uneinsichtigkeit in Kostenfragen taten ein übriges. Nicht einmal von der inhaltlichen Attraktivität der Arbeit blieb etwas übrig:

"Daß man mit Naturholz zu tun hat als Tischler, das ist meistens nicht mehr der Fall. Da wird mit Spanplatten und Kunststoffplatten gearbeitet, und es werden jede Menge umweltschädliche Mittel eingesetzt. Auf diese Sachen hat man überhaupt keinen Einfluß. Ein handwerklicher Traumberuf ist das auf jeden Fall nicht mehr... Mir geht es ja gar nicht in erster Linie ums Geld. Ich will mich mit der Arbeit identifizieren können."

Einen Monat vor Abschluß der Lehre heirateten C. und die Freundin. Seine Frau bekam kurz danach eine feste Stellung in einem Krankenhaus, wo sie noch heute tätig ist. C. hingegen konnte als Tischlergeselle nirgendwo Fuß fassen. Das Arbeitsamt vermittelte ihn ein paarmal, aber die Arbeitsverhältnisse waren von kurzer Dauer.

Über die Zeit nach der Ausbildung erzählt C. wenig. Der Einsicht, auch im zweiten Anlauf beruflich gescheitert zu sein, widersetzte er sich offenbar sehr lange. Finanziell gaben das Einkommen seiner Frau und seine eigene Arbeitslosenunterstützung zunächst ausreichenden Rückhalt. Es dauerte

fast zwei Jahre, bis in ihm die Gewißheit gewachsen war, daß er ein richtiger Tischler nie werden würde.

Gewachsen war damit auch die innere Bereitschaft zu einem nochmaligen Neuanfang. Der Spielraum für seine Berufswahl war nun aber eng geworden. Studium und Handwerk kamen nicht mehr in Frage. Für technische Tätigkeitsgebiete fehlte es an Talent und Neigung, und für langfristige Ausbildungsgänge schien es zu spät zu sein. Gegen alles Kaufmännische wiederum sperrte sich sein ganzes Selbstverständnis. Es blieb nur der soziale Bereich. C. ließ sich vom Arbeitsamt eine zweijährige Umschulung zum Erzieher bewilligen.

Kurz vor Abschluß der Umschulung wurde C.s erste Tochter geboren. C. und seine Frau faßten den gemeinsamen Entschluß, sich beide eine gewisse Zeit ausschließlich dem Kind zu widmen. Die Frau ließ sich für ein Jahr beurlauben, die beiden nahmen einen Kredit auf, und sie mieteten von Freunden einen in Griechenland stationierten Wohnwagen. Dort lebten sie neun Monate.

Nach der Rückkehr nach Deutschland wurde schnell eine neue Wohnung gefunden und für das Kind ein Ganztagsplatz in einem privaten Kindergarten. C. konnte sich nun nach einer Arbeitsstelle als Erzieher umsehen. Nach etwa fünf Monaten fing er schließlich in einem kleinen, selbstverwalteten Kindergarten an.

Es fällt schwer, sich C. als Erzieher vorzustellen. Herzlichkeit strahlt er nur in geringem Maße aus, und aufgrund seiner Umständlichkeit fehlt es ihm an natürlicher Autorität. Für seine sympathische Harmlosigkeit dagegen dürften Kinder kaum empfänglich sein, eher für seine Sprödigkeit und fahriges Geschwätzigkeit. Daß seine Jovialität gegenüber Kindern gelegentlich in dickköpfige Ungeduld umschlägt, bestätigt er selbst in einigen Anekdoten über den Umgang mit der Tochter.

Nach etwa einem Jahr wurde C. vom Kindergartenvorstand gebeten, sich nach einer anderen Stelle umzusehen. Der äußere Anlaß war, daß dem Kindergarten die Räumlichkeiten gekündigt worden waren. Es hatte aber auch vorher schon Spannungen gegeben. Dabei ging es nicht nur um erzieherische Fragen, sondern auch um C.s eigenwilligen Umgang mit den Erzieherkolleginnen und den Eltern.

"Man denkt ja, in so einer Elterninitiative hätte man es mit aufgeklärten Leuten zu tun. Die können aber auch unheimlich borniert sein. Mit eigenen Vorstellungen kommt man da überhaupt nicht durch. Außerdem arbeitet da praktisch jeder gegen jeden. Die Eltern gegeneinander, die Erzieher gegeneinander und die Eltern gegen die Erzieher. Mit den Kindern kann man dabei kaum noch vernünftig arbeiten. Daß ich meine Meinung darüber ab und zu laut gesagt habe, hat natürlich einigen nicht geschmeckt."

Um eine neue Stelle als Erzieher hat C. sich danach nicht bemüht. Er wurde wieder arbeitslos. Genau zu dieser Zeit wurde C.s Frau erneut, diesmal ungeplant schwanger. Nach einiger Überlegung entschieden sie sich für das zweite Kind.

"Als die Kleine geboren wurde, lief gerade das Arbeitslosengeld aus. Wir hatten uns eigentlich nicht richtig klargemacht, wie es danach finanziell aussehen würde. Daß das Gehalt meiner Frau auf meine Arbeitslosenhilfe angerechnet würde, hatten wir nicht einkalkuliert. Meine Frau hat damals gesagt: "Du mußt einfach jeden Job annehmen, egal, was es ist." Das hätte ich wahrscheinlich auch gemacht, als Taxifahrer oder so, obwohl man da gar nicht so leicht rankommt."

Dies ist ihm aber erspart geblieben. Er bekam vom Arbeitsamt eine für ein Jahr befristete Stelle im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Es ging um die Betreuung jugendlicher Langzeitarbeitsloser. Diese Jugendlichen sollen in dem Projekt sozial eingebunden werden, und sie sollen gleichzeitig mit Arbeit beschäftigt werden, die sie auf die Gegebenheiten des normalen Arbeitsmarktes einstellt. C. arbeitet in dem Projekt mit Sozialpädagogen und einem zweiten handwerklichen Ausbilder zusammen. Man hat ihn hierfür ausgewählt, weil er mit seiner doppelten Berufsausbildung im sozialen und im handwerklichen Bereich besonders geeignet erschien.

Den Umgang mit den fast erwachsenen Jugendlichen traut man C. viel eher zu als den Umgang mit Kindern im Kindergartenalter. Das notwendige Problemverständnis bringt er ein, und den richtigen Ton wird er gegenüber älteren Jugendlichen leichter treffen. Hier hat er vielleicht endlich eine einigermaßen persönlichkeitsgerechte, wenn auch nur befristete Aufgabe gefunden.

Es sind natürlich Zweifel angebracht, ob er den Jugendlichen eine Arbeitserfahrung vermitteln wird, die an den Realitäten der Arbeitswelt ausgerichtet ist. An diesen Realitäten ist er nicht nur persönlich gescheitert, sondern zu ihnen besteht bei ihm weiterhin eine intellektuelle Distanz. Daß es ihm nicht in erster Linie darum geht, die Jugendlichen auf die Arbeitswelt vorzubereiten, bringt er auch selbst zum Ausdruck.

"Wir haben von der städtischen Wohnungsbaugesellschaft den Auftrag, vier Sitzbänke für eine Gartenanlage zu bauen. Ich finde, die Jungs sollen sich dabei auch einige Gedanken über ihr Produkt machen. Das geht schon los beim Material. Ich habe eine ganz umweltfreundliche Beschichtung aus dem Bootsbau gefunden, die enorm dauerhaft sein soll. Die muß allerdings in fünfzehn Schichten aufgetragen werden. Ob man das mit unserer Gruppe durchziehen kann, ob die überhaupt einsehen, worum es dabei geht, das weiß ich auch noch nicht. Aber ich will auf jeden Fall versuchen, die auch mal an solche Sachen ranzuführen."

Nachdem C. als Handwerker an einer leistungsorientierten Arbeitswelt gescheitert ist, in die er, so wie sie ist, im Grunde gar nicht hineinwollte, wird er seinen arbeitslosen Jugendlichen in diese Welt nur schwer hineinhelpen können. Der eigentlich arbeitslose C. wird in seiner Arbeitsbeschaffungsmaßnahme manche Verhaltensweisen konservieren und möglicherweise anderen vermitteln, die ihn selbst in die Arbeitslosigkeit hineingeführt haben.

Der abgeschirmten Innenwelt der Arbeitslosigkeit, die sich hier abzeichnet, wird C. voraussichtlich auf absehbare Zeit angehören. Die verzweifelte Entschlossenheit, gegebenenfalls "jeden Job" anzunehmen, die nach der Geburt des zweiten Kindes zunächst gewachsen war, ist gewichen. Der berufliche Zukunftsentwurf bleibt kurzfristig und klammert sich an den gegenwärtigen Status:

"Man hat mir gewisse Hoffnungen gemacht, daß mein Vertrag um ein Jahr verlängert werden kann. Das wäre natürlich gut. Dauerstellungen gibt es in diesem Bereich sowieso nicht viele, da sehe ich kaum eine Chance. Aber vielleicht komme ich später noch mal wieder in eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme rein. "

Fall 6, Dieter D.: Eigensinn und fehlgeleitete Hoffnungen

Dieter wirkt im Gespräch zunächst verhalten und unzugänglich. Er trägt einen dunklen, eigenwillig gestalteten Backenbart, der die dahinterliegende Physiognomie nur erahnen läßt. Er scheint es darauf anzulegen, daß man sich mit seinem Bart beschäftigt, bevor man ihn als Person in den Blick bekommt. Erst als er sich mit der so signalisierten Eigenwilligkeit akzeptiert fühlt, gibt er sich jovial und offenherzig.

Dieter hat seit je besondere Freiräume gebraucht und gesucht. Einen Beruf zu lernen hat ihn früher nie interessiert. Dazu hätte ihn vermutlich auch niemand überreden können. Die Schule war für ihn ein Martyrium, und spätestens im letzten Schuljahr stellte er dort die Mitarbeit fast ganz ein. Den Hauptschulabschluß hat man ihm daher versagt.

Nach der Schule begann er - im Schlepptau seines damals und immer noch besten Freundes -, als Schweißer zu arbeiten. Nach knapp einem gab er diese Arbeit jedoch wieder auf. Noch heute versucht er, dies als die richtige Entscheidung zu rechtfertigen:

"Schätz mal, wie alt ich bin."

"Anfang dreißig, höchstens."

Er lächelt zufrieden. "Sechsenddreißig! Mein Freund, der die ganzen Jahre als Schweißer auf der Werft gearbeitet hat, sieht fast zehn Jahre älter aus als ich. Die Arbeit geht auf die Knochen, sage ich dir. Da wird man richtig verschlissen. Das sieht man meinem Freund immer noch an, obwohl er jetzt auch seit einiger Zeit arbeitslos ist."

Als Dieter das Schweißen aufgab, war er achtzehn. Damals war es wohl seine geringste Sorge, wie alt er achtzehn Jahre später aussehen würde. Er wollte kurzfristig mehr Geld verdienen, und er wußte auch genau, wofür.

"Ich hab' in den Jahren danach immer wieder gearbeitet, bis ich ein paar Tausender zusammen hatte. Und dann bin ich auf Reisen gegangen. Ich war praktisch überall in Europa, auch mal in der Türkei und in Nordafrika. Manchmal, wenn das Geld unterwegs nicht reichte oder geklaut war, mußte ich auch unterwegs arbeiten. In Island zum Beispiel, da war ich ein paar Monate in der Fabrik und hab' Fische zerlegt. Das war auch so eine Arbeit, die du nur kurze Zeit aushalten kannst.

Eine eigene Wohnung hab' ich nie unterhalten in den Jahren. Mal hab' ich bei meiner Mutter gewohnt, wenn ich hier war, mal bei Freunden. Da hatte ich nie Probleme. Deswegen hatte ich auch immer das Geld für die nächste Reise schnell zusammen."

Ein Auto hat er nie gehabt, und bis heute keinen Führerschein. Abgesehen von den Reisen war sein Anspruchsniveau ausgesprochen niedrig.

Mit fünfundzwanzig wurde Dieter etwas seßhafter. Er nahm sich eine billige Wohnung mit Kohleofenheizung in Hafennähe.

Nachdem er zwei Jahre lang mehrere Arbeitsstellen kurzzeitig ausprobiert hatte, fand er schließlich eine, die er gut ertragen konnte. Es war eine Botenstelle bei einer Behörde. Der Verdienst war natürlich mäßig, aber er reichte für seine Ansprüche.

Nach etwa drei Jahren Botenarbeit wußte er, daß dies nicht seine Lebensstellung sein sollte. Er begann, über Zukunftsperspektiven seines Arbeitslebens nachzudenken. Auf seinen Reisen hatte er viel fotografiert, und er hatte starkes Interesse an allem gefunden, was mit Fotografie zusammenhing. Ihn reizte die Vorstellung, in diesem Bereich tätig zu sein. Nach verschiedenen Recherchen und Gesprächen beim Arbeitsamt kam er aber zu der Überzeugung, daß er mit seiner unvollendeten Schulbildung keine Chancen haben würde. Er resignierte aber nicht, sondern wagte im Gegenteil einen großen Anlauf. Er wollte seinen Hauptschulabschluß nachholen.

Der Entschluß zu diesem Vorhaben kostete ihn Überwindung, und auch die Durchführung war nicht leicht. Es war ein anstrengender Abendkurs, der neben seiner Tätigkeit bei der Behörde zu bewältigen war. Dem häufig wiederkehrenden Impuls, frühzeitig aufzugeben, gab er aber nicht nach.

Als er den Hauptschulabschluß schließlich geschafft hatte, war er ziemlich stolz und fast euphorisch. Er meinte, das Einstiegspapier in eine größere Zukunft in Händen zu haben. Mit seiner Arbeit bei der Behörde hatte er innerlich schon fast abgeschlossen. Er trat dort entsprechend selbstbewußt auf und meinte, nun auch mal was riskieren zu können.

Er riskierte reichlich viel. In einem Fall ging dies so weit, daß sein Verhalten als grobe Arbeitsverweigerung ausgelegt wurde. Es gab einen Streit mit Vorgesetzten, den auch die Personalvertretung nicht schlichten konnte. Dieter kam der fälligen Entlassung mit seiner eigenen Kündigung zuvor.

Nun war er erst einmal arbeitslos. Ein Gewerkschaftskollege bei der Behörde hatte ihn davor gewarnt und ihm dringend geraten, seine sichere Stellung nicht aufs Spiel zu setzen.

"Der hat zu mir gesagt: 'Du, Dieter, überleg Dir das. Als Sozialhilfeempfänger hat man das später auch nicht leicht.'"

Aber damals war Dieter sehr optimistisch, schon wegen des gerade erworbenen Hauptschulabschlusses. Er erkundigte sich beim Arbeitsamt nach allerlei Möglichkeiten, immer noch in Richtung Fotografie orientiert.

Das war nicht nur so eine Zufallsidee. Das hab' ich mir lange überlegt, und da steckte was Ernstes dahinter. So was läßt man nicht von heut' auf morgen fallen.

Das Arbeitsamt konnte mit seiner Interessenausrichtung nicht viel anfangen. Es bot ihm nach längerer Zeit eine zweijährige Ausbildung als Druckvorlagenhersteller an, die in Süddeutschland stattfinden sollte. Das lehnte Dieter ab. Auf seinem Wunschgebiet gab es in Hamburg nur private Ausbildungskurse, die er selbst hätte bezahlen müssen und die ihm viel zu teuer erschienen.

Dieter lernte zu dieser Zeit eine Freundin aus Österreich kennen, eine Sozialpädagogin mit Abitur und abgebrochenem Studium. Sie wohnte bei ihm und suchte Arbeit in Hamburg, bekam aber keine Arbeitsgenehmigung. Zurück nach Österreich wollte sie auf keinen Fall, und daher bat sie Dieter, ihn zu heiraten. Dieter tat ihr den Gefallen, wenn auch nicht ganz aus innerer Überzeugung.

Die Ehe erfüllte aber ihren ursprünglichen Zweck. Die "Freundin", wie er sie ungeachtet der Eheschließung nennt, bekam schnell Arbeit, wenn auch nur mäßig bezahlte als Kassiererin. Zur selben Zeit lief bei Dieter das Arbeitslosengeld aus, und er mußte die Umstellung auf Arbeitslosenhilfe beantragen. Bei der dadurch ausgelösten Bedürftigkeitsprüfung wurde festgestellt, daß Dieter verheiratet war und daß seine Frau Arbeit und Einkommen hatte. Die Arbeitslosenhilfe fiel entsprechend gering aus.

"Da sollte diese Frau, mit der ich erst ein paar Monate zusammen war, nun für mich sorgen. Das kann man von ihr doch nicht verlangen. Mir war das auch direkt unangenehm."

Dieter sah sich unter Handlungszwang. Er wollte möglichst schnell eine bezahlte Fortbildung aufnehmen. Als das Arbeitsamt ihm eine Tischlerausbildung anbot, lehnte er aber ab. Er hatte zu großen Respekt vor den theoretischen Anforderungen. Der zweite Vorschlag war eine Ausbildung zum Maler, aber die entsprach nicht seinen Neigungen. Schließlich trug man ihm noch eine Floristenausbildung an. Sie sollte einschließlich der Praktika zwei Jahre dauern. Floristik fand er eigentlich ansprechend, auch deswegen, "weil es was mit Gestaltung zu tun hat." Er nahm diesen Vorschlag an und konnte die Ausbildung kurzfristig beginnen.

Das Verhältnis zu seiner Freundin verschleiß sich schnell und ließ gemeinsames Wohnen bald nicht mehr zu. Man verständigte sich problemlos auf eine Trennung. Die Frau sollte die Wohnung behalten. Da kam es mehr oder weniger gelegen, daß in der Nachbarwohnung kurz vorher ein lärmender Alkoholiker eingezogen war, von dem Dieter sich in seiner Konzentration gestört fühlte.

"Da bin ich zur Behörde gegangen und hab' denen erzählt, daß ich bei dem Lärm von nebenan meine Umschulung nicht durchstehen würde und daß ich unbedingt eine ruhigere Wohnung brauchte."

Die Miete für eine neue Wohnung bekam er vom Sozialamt, und die Floristenausbildung brachte er dann ganz gut zu Ende.

"Nur bei der theoretischen Prüfung haben die mich durchfallen lassen. Aber dagegen hab' ich mich gewehrt. Das war gar nicht so einfach, mit viel Papierkrieg und zuletzt auch über einen Anwalt. Zum Schluß konnte ich die Prüfung dann wiederholen. Da hab' ich eine Vier bekommen, und damit hatte ich den Facharbeiterbrief in der Tasche."

Der Facharbeiterbrief war ihm sehr wichtig. Als er vor fünf Jahren mit dem Abendkurs für den Hauptschulabschluß begonnen hatte, war dieses Ziel schon im Visier gewesen. Aber jetzt gab es Komplikationen.

"Am Ende des Lehrgangs kam die Ausbilderin zu uns rein und sagte: 'Ich hab' hier den neuesten Tarifvertrag mitgebracht, schauen Sie sich den mal an.' Als ich gesehen habe, was da drinsteht, da wär' ich fast vom Stuhl gefallen. Man muß sich das mal vorstellen; da mach macht man zwei Jahre lang so eine Ausbildung, und dann erfährt man, daß man als ausgebildeter Florist dreizehnhundert Mark brutto kriegen soll. Da bleiben einem nicht mal tausend Mark netto. Das ist doch absolut idiotisch."

Seit dem Ende der Ausbildung ist knapp ein Jahr vergangen, und mit dem Arbeitsamt steht Dieter nun in einem offenen Interessenkonflikt.

"Das Wichtigste für mich ist erst mal, daß die mich jetzt nicht vermitteln. Schlimm ist nur, daß Floristen zur Zeit wirklich gesucht werden. Aber wenn die mich jetzt in so einen Job reindrücken für neunhundert Mark netto, und wenn ich dann mal wieder arbeitslos werde, dann reicht das Arbeitslosengeld gerade noch für die Miete und das Frühstück. Darauf lasse ich mich nicht ein."

Auf die Frage, welche berufliche Zukunftsperspektive er nun habe, antwortet er:

"Also, eine Perspektive hab' ich weiter nicht... Erst mal muß ich sehen, daß ich jetzt keinen Floristenjob machen muß. Das ist im Moment das Wichtigste..."

Vielleicht bieten die mir beim Arbeitsamt noch mal eine andere Ausbildung an. Dann würde ich mir aber erst mal schwarz auf weiß geben lassen, wie das mit dem Lohn später aussieht...

Ich hab' mich auch auf eigene Faust ein paarmal beworben in letzter Zeit, zum Beispiel bei der Post. Von denen hab' ich aber nichts wieder gehört, das hatte ich mir sowieso schon gedacht...

Vielleicht kümmere ich mich mal wieder um die Stellenangebote im Abendblatt. Aber was da angeboten wird, das fängt auf den ersten Seiten immer mit Führungskräften an, und bei den Jobs für mich, die ganz hinten stehen, ist die Auswahl ganz schön dünn. Zur Not müßte ich wohl das

Branchenbuch nehmen und einfach alle möglichen Firmen durchtelefonieren. Ich glaube, das wär' die einzige Methode..."

Wir kommen darauf zu sprechen, welche Art von Jobs für ihn denn überhaupt in Frage kämen.

"Erst mal muß natürlich der Verdienst einigermaßen stimmen. Ich war neulich bei einer Firma, die hatte einen Lagerjob angeboten, wo man hauptsächlich abends und nachts tätig sein sollte. Die wollten mir zehn Mark pro Stunde zahlen und zusätzlich fünfzig Prozent Nachtzulage. Das hab' ich natürlich nicht gemacht. Die Nachtzulage, die wird später beim Arbeitslosengeld sowieso nicht berücksichtigt..."

Solche Dinge weiß er inzwischen. Er hat ein Arbeitslosenseminar bei der Gewerkschaft mitgemacht.

Ob er sich vorstellen könne, sich irgendwo hochzuarbeiten, Vorarbeiter in einem Lager zu werden zum Beispiel. Oder ob er nicht selbständiger Florist werden könne? Das sei ihm doch zuzutrauen.

"Nein, als Vorgesetzter arbeiten, das käme für mich gar nicht in Frage. Dafür müßte man schon mal ganz anders erzogen sein. Ich glaub', ich würde meine Leute zu Anfang alles so machen lassen, wie die das wollen..."

Außerdem hat man es als selbständiger Florist schwerer, als manche sich das vorstellen. Meine Chefin im Praktikum war jeden Morgen um fünf Uhr auf dem Blumenmarkt, und abends kam sie vor halb sieben selten aus dem Laden. Die arbeitet zwölf bis vierzehn Stunden am Tag, und reich ist sie dabei auch noch nicht geworden."

Auch daß für ihn mit seinen sechsunddreißig Jahren die Arbeitsmarktchancen sich schon altersbedingt verschlechtern könnten, beginnt ihn zu beschäftigen.

"Darüber hab' ich mit meinem Freund neulich mal gesprochen. Wenn man einen Vorgesetzten hat, der vielleicht zehn Jahre jünger ist, dann kann einem das ganz schön komisch vorkommen. Ich weiß nicht, ob ich mir das überhaupt bieten lassen würde."

So werden bei Dieter mehr und mehr Optionen negativ besetzt. Nur das Projekt der Fotografie hat für ihn ungebrochene Anziehungskraft.

"Richtig Spaß gemacht hat mir bisher noch kein Job. Ich seh' auch nicht, daß das noch mal anders wird. Nur das Fotografieren, das wäre eine Sache. Da würde ich mich echt reinknien, wenn das noch mal was werden könnte..."

Seinen Lebensalltag hat Dieter gegenwärtig einigermaßen im Griff. Ihn beschäftigen aber auch die Gefahren des Nichtarbeitens. Eine Frau, die er bei der Floristenausbildung kennengelernt hatte, hat ihn vor kurzem aus der Nervenklinik angerufen, und er meint, sie sei eben mit der Arbeitslosigkeit

nicht fertig geworden. Jeden Morgen früh aufzustehen, das hält er für ganz wichtig, um nicht zu "versacken". Er trinkt regelmäßig sein Bier, aber er achtet darauf, "daß das nicht schon morgens losgeht." Finanziell kommt er recht und schlecht über die Runden mit zur Zeit neunhundert Mark. Er ißt oft bei seiner Mutter, obwohl auch sie Sozialhilfeempfängerin ist, und gelegentlich bei Freunden.

Kontakte sind allerdings spärlicher geworden und haben sich verlagert.

"Neulich war ich bei einer früheren Freundin eingeladen, zum dreißigsten Geburtstag. Da hab' ich das nicht lange ausgehalten. Die Leute wollten sich alle nur gegenseitig mit den Meldungen über ihre neuen Autos und ihre nächsten Reisen imponieren. Wenn ich angefangen hätte, von mir zu erzählen, das hätte da niemanden interessiert. Das hätte von denen auch keiner verstanden... Nach zwei Stunden hab' ich mich dann ganz leise aus dem Staub gemacht...

Zur Frage, was man politisch gegen die Arbeitslosigkeit tun sollte, hat er eine klare Meinung.

"Wenn du mich fragst, da kann man gar nichts tun. Das ist auch ganz egal, wer gerade regiert. Die haben alle nicht den Mut, zu sagen, daß die Arbeitslosen echt über sind. Die sind einfach über. Die werden im Grunde nicht mehr gebraucht."

Das läßt er allmählich auch für sich gelten, daß er eigentlich "über" ist. Er spricht von "den" Arbeitslosen, aber er meint schon in gewissem Maße "wir".

In ein paar Monaten wird Dieter wieder auf Arbeitslosenhilfe umgestellt werden. Die wird zum Leben nicht reichen, und er wird zum Sozialamt gehen müssen.

"Da wird man ganz schön schäbig behandelt. Das hab' ich selbst erlebt, als ich neulich mit einem Bekannten da war. Das ist so ein Schüchterner, und der wollte, daß ich mit ihm gehe. Allein hätte er den Mund nicht aufgekiegelt, und die hätten ihn auch bestimmt über den Tisch gezogen. Ich persönlich hab' da gar keine Hemmungen. Ich werde schon für mein Recht sorgen."

Fall 7, Bernhard W.: Marktlicher Einbruch und aktives Hoffen

Bernhard W. war bis vor wenigen Monaten arbeitsloser Sozialhilfeempfänger. Er ist 34 Jahre alt.

Bei der ersten Begegnung fällt sofort sein dynamischer Habitus auf. Er ist knapp mittelgroß und schlank. Sein Blick ist forsch und prüfend. Man schwankt unwillkürlich zwischen spontanem Respekt und ebenso spontanem Mißtrauen. W. trägt einen gepflegten, kurz getrimmten Vollbart, der dem Gesicht etwas von der vermuteten Schärfe nimmt. Sein Auftreten ist sehr beherrscht

W. ist gelernter Kraftfahrzeugschlosser. In der Lehre war er Lehrlingssprecher seines Betriebes gewesen. Die Rolle paßt zu ihm. Unmittelbar nach der Ausbildung kam der Wehrdienst, an dem er durchaus Gefallen fand. Er wurde Zeitsoldat und hatte den Ehrgeiz, sich als Kampfschwimmer ausbilden zu lassen. Dies hätte aber eine Verpflichtung für zwölf Jahre vorausgesetzt, und davon riet ihm ein guter Freund dringend ab. Dieser Freund war offenbar einer der ganz wenigen, von denen W. sich in seinen Entscheidungen je hat beeinflussen lassen.

"Der hat mir klargemacht, was ich anschließend für Aussichten gehabt hätte. Als Kampfschwimmer lernt man im Grunde ja Töten, und das hilft einem später in der freien Wirtschaft nicht viel weiter. Das habe ich dann auch eingesehen und bin von der Bundeswehr weggegangen."

Der Weg zurück in die Kraftfahrzeugbranche wäre schwer geworden. W. hat es auch nur halbherzig versucht, denn ganz unten, als unerfahrener Schlossergeselle, wollte er eigentlich nicht anfangen. Er dachte über viele Möglichkeiten nach und fand schließlich eine Stellung im Außendienst einer Versicherung. Es ging um den Verkauf von Unfallversicherungen an der Haustür.

Die Ausbildung war intensiv und kurz, präzise zugeschnitten auf den abzuschließenden Vertragstyp. Alle Phasen der Verkaufssituation wurden im Lehrgang minutiös eingeübt: die einführenden Sätze vor der geöffneten Haustür, der Abstand zum Ansprechpartner, die Formulierungen, mit denen man sich in die Wohnung einlädt, ohne daß der Gesprächspartner sich bedrängt fühlt.

"Das Hauptproblem ist immer, in die Wohnung reinzukommen. Wenn man erst mal drin ist, hat man das Spielchen meistens schon halb gewonnen."

Die optimale Sitzordnung während des Gespräches, die einstudierten Erwidern auf die erwarteten Gegenargumente, alles beherrscht er noch. Er führt ein paar solcher Szenen von damals auf, und man merkt, daß es ihm liegt. Er ist zwar kein Naturtalent als Darsteller, aber offenbar ein

lernfähiger Perfektionist. Er glaubte an den Erfolg der Methode, und er setzte sie zielstrebig um.

"Wenn ich in der Wohnung saß, brauchte ich im Schnitt 30 Minuten bis zur Unterschrift. Das lief hervorragend... Bei meinem ersten Vertrag war ich noch so nervös, daß ich meine Unterlagen in der Wohnung liegengelassen habe... Gearbeitet habe ich meistens nachmittags von zwei bis halb sieben. In meinem besten Monat habe ich zehntausend Mark Provision gehabt. Manchmal gab es auch Stornierungen, und dann kamen entsprechende Provisionsrückbuchungen. Das Geld fehlte einem nachher irgendwo."

W. setzte sein Einkommen in jener Zeit immer in Konsum um.

"Übriggeblieben ist von dem Geld nichts. Ich habe damals eben gut gelebt. Wir haben immer in ordentlichen Restaurants gegessen, ein paar tolle Reisen gemacht und so... Das war schon eine schöne Zeit... Nein, dem Geld weine ich nicht nach. Ich habe ja was davon gehabt, das kann einem doch keiner nehmen."

W.s Erfolge an der Haustür waren so auffällig, daß er bald für die Ausbildung weiterer Außendienstmitarbeiter eingesetzt wurde.

"Ich habe damals sechzehn neue Vollzeitkräfte ausgebildet, einige von denen liefen dann unter meiner Leitung."

Aber diese Erfolgsphase, in die W. ziemlich unvorbereitet hineingeraten war, war nur von kurzer Dauer. Irgendwann gab es Krach mit dem Leiter seiner Bezirksstelle. Es ging um Provisionsabrechnungen.

"Einmal bin ich abends unangemeldet zu ihm gefahren, weil ich einige Unklarheiten in meiner Abrechnung besprechen wollte. Das war im Sommer. Da waren in seinem Haus sämtliche Türen und Fenster offen, er saß sturzbetrunken im Wohnzimmer, und auf dem Fußboden lagen Hunderte von Fünfigmarkscheinen herum... Später habe ich herausgefunden, daß er tatsächlich an den Provisionsabrechnungen manipulierte hatte. Er hat Scheinvertäge abgeschlossen und sich die Provisionen gutschreiben lassen. Dann hat er die Verträge wieder storniert, aber die Provisionsrückbuchung über die Konten von anderen Verkäufern laufen lassen. Bei manchen ging das gut. Die waren froh, wenn sie ihre fünftausend Mark verdient hatten, und haben sich die Abrechnung nie genau genug angeguckt. Aber bei mir war er da an den Falschen geraten... Nach dieser Geschichte habe ich die Lust an dem Geschäft verloren. Ich hab' mich damals einfach zu sehr geärgert."

Es kam noch anderes hinzu. Das Geschäft wurde allgemein schleppender, weil immer mehr Verkäufer unterwegs waren und weil die Kundschaft kritischer wurde. W. verdiente noch gut, aber der Trend zeigte deutlich nach unten. W. suchte sich ein anderes Tätigkeitsfeld. Er begann, Baufinanzierungen zu vermitteln.

Dieses Geschäft lief zäher an, als er erhofft hatte. Der Verdienst war zwar auskömmlich, aber er wurde seinem hohen Anspruchsniveau nicht gerecht. W. dachte daher erneut über berufliche Alternativen nach. Eine zündende Idee stellte sich aber zunächst nicht ein. Die Chance, auf die er gehofft hatte, kam schließlich durch Zufall auf ihn zu. Zwei Bekannte, einer von ihnen Bauingenieur, der andere ein Mann "mit phantastischen Beziehungen", wollten sich in der Baubranche selbständig machen. W. wurde gefragt, ob er mitmachen, den Verkauf und die Finanzierungen übernehmen wolle. Er brauchte nicht lange zu überlegen.

Es wurden schnell ein paar kleinere Bauaufträge hereingeholt, die überwiegend mit Subunternehmern abgewickelt wurden. Zu Anfang lief alles recht reibungslos, und auch finanziell sah es gut aus. Bald wurden daher größere Projekte angepackt. Es wurden ein paar alte Immobilienobjekte von Versicherungsgesellschaften gekauft, die renoviert, umgebaut und anschließend weiterverkauft werden sollten. Außerdem kauften die drei einige nicht ausgebaute Dachgeschosse von einer größeren Wohnungsbaugesellschaft. Diese sollten zu Wohnungen ausgebaut und dann ebenfalls verkauft werden. Die Einkaufspreise waren günstig. Die "phantastischen" Beziehungen des einen Partners waren hier - in Verbindung mit kleinen Gefälligkeiten - tatsächlich hilfreich gewesen. Die Gewinnerwartungen schossen ins Kraut.

Die Kaufverträge waren schnell geschlossen worden, aber die Abwicklung kam ebenso schnell ins Stocken. Es gab in einigen Verträgen Vorbehaltsklauseln, denen man zunächst wenig Beachtung geschenkt hatte. Die Aufhebung dieser Klauseln zog sich aber unerwartet hin. In Erwartung einer schnellen Abwicklung war schon ein Apparat mit beträchtlichen laufenden Kosten aufgebaut worden. Diese Kosten waren nun nicht mehr zu bremsen, und auf der Grundlage unvollständiger Verträge waren sie auch nicht finanzierbar. Dreiundzwanzig Monate nach Gründung ihrer gemeinsamen Unternehmung waren die drei Freunde finanziell am Ende.

"Irgendwie war das trotzdem eine tolle Zeit. Wir haben gearbeitet wie die Irren, meistens 16 Stunden am Tag, auch am Wochenende. Da sind wir aus dem Büro manchmal kaum rausgekommen... Aber wir wollten ja auch was davon haben. Fünf Monate vor dem Ende haben wir uns eine neue Büroeinrichtung und neue Wagen gekauft. Ich den größten BMW, mit Autotelefon und allem, was dazugehört. Das war natürlich noch längst nicht bezahlt, als alles zusammenkrachte."

Als alles zusammenkrachte, wurde W. über Nacht arbeits- und mittellos. Er verfügte über keinerlei Vermögensreserven. Gerade hatte er sich eine teure Wohnung gemietet, die er nun räumen mußte. Es blieben Schulden beim Vermieter, und die Gläubiger der Firma machten Ansprüche gegen W. persönlich geltend. Außerdem kamen noch Rückforderungsansprüche aus

früheren Provisionsabrechnungen für Baufinanzierungen auf ihn zu, insgesamt eine Schuldensumme von etwa DM 60.000.- Mark. Er mußte vor Gericht seine Vermögensverhältnisse offenlegen.

Einige Monate vorher hatte er eine neue Lebensgefährtin kennengelernt. Sie hatte einen sicheren Arbeitsplatz als Behördensekretärin und eine einigermaßen komfortable 2-Zimmer-Wohnung. Bei ihr konnte er einziehen. Anspruch auf Arbeitslosengeld hatte er nicht, und er beantragte nach einigen Monaten Sozialhilfe.

Dies ist inzwischen drei Jahre her. Über diese zurückliegenden drei Jahre erzählt W. sehr zurückhaltend, ganz in Gegensatz zu dem lebhaften Bericht über seine voraufgegangene Arbeitsbiographie. Die Lebensgefährtin war in dieser Zeit lange krank. Sie arbeitet jetzt wieder, aber vorerst nur halbtags. Gegenüber dem Sozialamt gibt W. sich als ihr zahlender Untermieter aus, weil sonst ihr Gehalt auf seine Sozialhilfe angerechnet würde.

W. hat sich in letzter Zeit verschiedentlich um neue Arbeit bemüht. Bis zu seinem ersten ernsthaften Anlauf war allerdings fast ein Jahr verstrichen. Vom Arbeitsamt wurde er einmal zu einer Versicherungsgesellschaft geschickt.

"Ich habe da ein sehr intensives Gespräch geführt. Die waren zuerst durchaus interessiert. Aber als ich denen meine Vorgeschichte geschildert habe, war es mit dem Interesse vorbei. Da hieß es, man würde mich im Prinzip ganz gerne nehmen, aber die Richtlinien der Gesellschaft ließen es leider nicht zu."

W.s Anspruchsniveau paßte sich im Laufe der zurückliegenden drei Jahre den Umständen mühsam an. Über diesen Anpassungsprozeß vermag er allerdings wenig zu sagen. Daß er viel gelesen hat, erwähnt er, und er nennt einige populäre Titel zum Thema Lebenshilfe. Dort ist er auf die Formel gestoßen, mit der er offenbar sein Selbstverständnis rekonstruiert hat: "Ich bin ein positiv denkender Mensch." Diese Formel wiederholt er mehrere Male während des Gesprächs. Die Entschlossenheit zum positiven Denken war es wohl auch, die ihn einen Neuanfang von ganz unten versuchen ließ. Er bewarb sich für verschiedene Jobs in den niedrigsten Verdienstkategorien.

"Einmal habe ich bei einer Firma angerufen, die Brandsanierungen macht. Die sind bundesweit tätig, und da ist man viel unterwegs. Die haben mir acht Mark Stundenlohn brutto angeboten und dreißig Mark Tagesauslösung bei freier Übernachtung. Das war mir aber doch zuwenig. Von dem Geld kann man sich über Wasser halten, wenn man allein herumzigeunert, aber eine vernünftige Wohnung kann man davon nicht unterhalten..."

Einen Fahrerjob bei einer Blumenhandelskette, den hätte ich gerne gehabt. Jeden Tag eine Tour nach Westfalen und zurück, von nachmittags um drei

bis kurz vor Mitternacht. Die wollten fünfzehnhundert Mark netto zahlen und zusätzlich achthundert Mark schwarz als Nachtzulage. Fast hundert Leute haben sich da beworben, und ich war wirklich ziemlich nah dran. Aber dann ist es doch wieder an meiner Vorgeschichte gescheitert. Das war mit Inkassovollmacht verbunden, und für so was nehmen sie keine Leute, die überschuldet sind. Da hätten sie schon schlechte Erfahrungen gemacht, haben sie gesagt...

Ich habe mich auch noch um einige andere Fahrerjobs gekümmert. Meistens gab es um die zwanzig oder dreißig Bewerber. Ich bin da nie als Sieger durchs Ziel gegangen."

Nachdem W. den ersten Arbeitsmarktes bis ans unterste Ende vergeblich ausgelotet hatte, war er nun bereit, sich auch auf amtliche Maßnahmen einzulassen. Er nahm schließlich eine auf ein Jahr befristete Stellung als Metallarbeiter in einer staatlichen Beschäftigungsgesellschaft an. Dort verdient er jetzt dreizehnhundert Mark netto.

"Das ist eigentlich nicht der zweite Arbeitsmarkt, wo ich hier bin, sondern der dritte. Hier werden nur frühere Sozialhilfeempfänger beschäftigt. Von denen sind ja viele gar nicht richtig einsatzfähig, Das ist ganz schlimm zum Teil. Aber das Klima unter den Kollegen ist trotzdem in Ordnung, wahrscheinlich besser als in vielen regulären Firmen...."

W.s Umtriebigkeit und sein "positives Denken" eröffnen ihm hier bereits neue Perspektiven.

"Man hat mich gefragt, ob ich in den Betriebsrat gehen will. Das würde ich vielleicht machen, obwohl ich dann in die Gewerkschaft eintreten müßte. Als Betriebsratsmitglied würde ich automatisch einen Dreijahresvertrag bekommen. Ob ich es hier wirklich drei Jahre aushalten würde, weiß ich natürlich noch nicht, aber es wäre erst mal was Neues."

Hier bei der Stange zu bleiben würde ihm viel Selbstdisziplin abverlangen. Seine eigentlichen Neigungen gehen in andere Richtungen. In seiner Vorstellung von beruflicher Tätigkeit spielt das Verkaufen, das Überreden, Überzeugen und Manipulieren fremder Personen immer noch eine dominierende Rolle. Zum Beispiel Bauaufträge vermitteln, das würde er sich zutrauen. Auch bei schlechter Konjunkturlage, oder da vielleicht erst recht.

"Man müßte an die Baufirmen rankommen. Die Bauunternehmer verstehen meistens nicht viel von Aquisition. Wenn die Auftragslage schlecht wird, stehen sie oft ziemlich ratlos da. Die brauchen dann Leute, die für sie Verbindungen herstellen. In der Richtung könnte man schon was aufbauen. Dabei würde auch finanziell was rausspringen."

W. findet noch keinen ganz konkreten Ansatz. Man traut ihm aber zu, daß der seiner Arbeitsbiographie bald neue Anstöße geben wird.

Fall 8, Wolfgang M.: Der versehentliche Ausstieg aus dem Arbeitsmarkt

M. ist seit drei Jahren arbeitslos. Diese Zeit hat aus ihm einen kritischen Arbeitslosen gemacht.

Über sich selbst spricht M. sehr ungern. Er lenkt das Gespräch lieber auf Sachprobleme. Als er erzählt, daß er als Bürokaufmann ausgebildet ist, überrascht dies. Es paßt nicht zu ihm, und er scheint das zu wissen. Er reicht ausnahmsweise eine persönliche Anekdote dazu nach: "Mein Vater war Maurer. Der hat immer gesagt: "Maurer, das ist ein Beruf, der einen kaputt macht. Wenn mein Sohn Bauarbeiter wird, dann schlag' ich ihn tot." Man kann sich M. aber durchaus als Maurer vorstellen. Er hat alles andere als ein Bürogenesicht.

Der Einfluß des Vaters hat sich bei seiner Berufswahl durchgesetzt. Für den Vater verkörperte das Arbeiten im Büro mehr soziales Prestige, mehr Wohlstand und mehr soziale Sicherheit. In M.s bisheriger Biographie hat sich dies aber nicht bestätigt.

M. wurde in einem kleineren Mineralölhandel ausgebildet und arbeitete dort auch nach der Lehre noch einige Jahre. Dann wurde die Firma einem größeren Unternehmen angegliedert. Der Personalbestand sollte danach drastisch reduziert werden. M. fühlte sich "auf der Abschußliste". Er nahm die erste Gelegenheit wahr, sich abzusetzen.

Die kaufmännische Welt hatte er nicht wirklich schätzen gelernt. Andererseits war er handwerklich schon immer sehr geschickt gewesen. Es traf sich, daß ein Bekannter sich zu dieser Zeit als Fliesenleger selbständig gemacht hatte. Seine Auftragsentwicklung war gut, und er konnte die Arbeit allein nicht mehr bewältigen. Im Gespräch ergab sich, daß M., obwohl er das Handwerk nicht gelernt hatte, ein geeigneter Mitarbeiter sein könnte. M. kündigte den Bürojob.

Er wurde ein recht guter Fliesenleger, und die Zusammenarbeit mit dem Meister lief reibungslos. Offiziell bekam er zwar einen relativ geringen Lohn, aber darüber hinaus hohe, schwarz bezahlte Zulagen. M.s Einkommen war höher als vorher im Mineralölhandel.

Nach etwa drei Jahren wurde die Auftragslage im Fliesenlegergeschäft schlechter. Gleichzeitig wurde M.s Vater schwer krank. Ein Pflegefall, der fast ganztägiger Betreuung bedurfte. Die Mutter war lange vorher gestorben, und andere Verwandte, die die Pflege hätten übernehmen können, gab es nicht. M. gab seine Arbeit auf und übernahm vorläufig die Betreuung des Vaters. In ein Pflegeheim wollte er ihn nicht geben. "Mein Vater hätte sich eher umgebracht, als in so ein Heim zu gehen. Da wäre er auch seelisch zugrunde gegangen. Der war so ein typischer Kleinsiedler, der nur neben seinem Gemüsebeet leben konnte. Er mußte einfach sein Leben zu Hause zu Ende bringen.". Zwei Jahre lang, bis zum Tode des Vaters, blieb M. die

Rückkehr in die Arbeitswelt verwehrt. Dies war länger, als er es sich anfänglich vorgestellt hatte.

Gleich nach dem Tode des Vaters bemühte M. sich um Arbeit. Der Fliesenlegermeister konnte ihn nicht wieder übernehmen. Er hatte inzwischen einen anderen Mitarbeiter fest eingestellt, den er ohnehin nur schwer auslasten konnte. Außerdem war M. durch eine verschleppte Entzündung gesundheitlich leicht beeinträchtigt. Der Arzt riet von einer Tätigkeit auf offenen Baustellen ab.

M. versuchte, auf dem kaufmännischen Sektor wieder Fuß zu fassen. Er nahm eine intensive Suchtätigkeit auf, aber alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. Seine Arbeitsbiographie war offenbar nicht mehr geeignet, Vertrauen zu erwecken. Die insgesamt fünfjährige Praxislücke wog zu schwer. Mit seinem Auftreten, seiner Aufmachung und seiner Ausdrucksweise strahlte er ohnehin wenig kaufmännische Kompetenz aus. Außerdem liegt es ihm nicht, für sich selbst zu werben, und im ersten, kurzen Gespräch wirkt er leicht verkrampft. Er gewinnt erst auf Zeit. Hieran gemessen waren die Bewerbungsgespräche, die er führen durfte, sämtlich zu kurz.

M. wurde von Sozialhilfe abhängig. Nach einem Jahr erfolgloser Arbeitssuche wurde er in eine staatliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahme vermittelt, bei der städtische Gebäude renoviert wurden. In diesem Projekt hat M. viel mit anderen arbeitslosen Sozialhilfeempfängern zusammengearbeitet und viele von ihnen persönlich kennengelernt.

"Wissen Sie, das waren fast alles Dauerarbeitslose. Bei den meisten kann ich mir kaum vorstellen, daß sie mal wieder eine Dauerstellung bekommen. Die brauchen auch nicht nur Arbeit, sondern in erster Linie persönliche Hilfe. Bei vielen sind die Familien kaputt, sofern sie überhaupt Familie haben. Ich schätze, daß von den arbeitslosen Sozialhilfeempfängern fast sechzig Prozent schwere Alkoholprobleme haben. Auch die meisten anderen haben irgendwelche persönlichen Probleme. Das sind trotzdem nicht immer schlechte Arbeitskräfte. Wir hatten in unserem Projekt zum Beispiel zwei Schweißer, die wie die Weltmeister geschafft haben, wenn sie nicht gerade im Vollrausch waren. Aber manchmal sind die natürlich nicht richtig einsatzfähig. Mit solchen Leuten wollen sich die Firmen heutzutage nicht mehr belasten. Wem man anmerkt, daß er trinkt, der hat kaum noch Chancen auf eine dauerhafte Anstellung. "

In der Arbeitsbeschaffungsmaßnahme wurde M. zu einer Art informellem Betreuer für einige seiner Kollegen. In dieser Rolle fühlte er sich kompetent und fand Anerkennung. Seine Tätigkeit dort ist vor wenigen Wochen zu Ende gegangen.

Über seine weitere Erwerbslaufbahn spricht M. zurückhaltend und nachdenklich. Er rechnet damit, daß er vom Arbeitsamt bald eine

kaufmännische Fortbildung mit EDV-Kurs angeboten bekommt. Die soll zunächst ein Jahr dauern. Außerdem hat er für das nächste Jahr eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme im Auge, bei der er als Bürokraft eingesetzt werden könnte. Er denkt daran, daß er sein soziales Engagement für Mit-Arbeitslose dort fortsetzen könnte.

M. ist jetzt 34 Jahre alt. Er ist seit zwei Jahren verheiratet. Seine Frau ist gelernte Näherin. Sie war längere Zeit arbeitslos, und sie soll in Kürze in eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme vermittelt werden. Kinder haben die M.s nicht.

"Dazu hätten wir gar nicht den Mut. Wir könnten den Kindern ja auch nicht viel bieten unter den jetzigen Umständen."

Fall 9, Erwin B.: Die allmähliche Anpassung der Ansprüche.

Erwin B. ist 39 Jahre alt. Er ist verheiratet und hat einen Sohn im Alter von acht Jahren. Die Familie wohnt in einer Kleinstadt etwa 50 km von Hamburg. B. ist gelernter Dreher.

Er ist im Umgang freundlich und entgegenkommend, aber in seinen Ansichten kompromißlos. Auf Einwände reagiert er gelegentlich sogar grob. Das Abwägen von Gegenpositionen scheint ihm nicht zu liegen. Wenn sein Anspruch, Recht zu behalten, gefährdet erscheint, meldet sich sein cholerisches Temperament. Gern redet er über Konflikte mit Kollegen, Vorgesetzten und Behörden. Sein Leitmotiv dabei ist, sich gegenüber den Anmaßungen anderer behauptet zu haben. Zwischen Kompromißbereitschaft und Schwäche zu unterscheiden fällt ihm offensichtlich schwer.

Für die Arbeit als Dreher war er nicht geschaffen. Er wehrte sich dagegen, ständig an die Maschine gefesselt zu sein. Auch der Ärger über die detaillierten Zeitvorgaben kostete ihn nervlich viel Kraft. Er sah sich daher früh nach beruflichen Alternativen um.

Nachdem er sich unter anderem als Kraftfahrer und Teppichverkäufer versucht hatte, wurde er schließlich Betriebsschlosser in einem kunststoffverarbeitenden Betrieb in Hamburg. Der Arbeitsweg war zwar weit und zeitaufwendig, aber mit öffentlichen Verkehrsmitteln nicht zu teuer. Die Bezahlung war recht gut, und die Tätigkeit gefiel ihm wegen ihrer Vielseitigkeit. Sie band ihn nicht an einen stationären Arbeitsplatz und auch nicht an starre Leistungsvorgaben. Auch die Eigenständigkeit im Arbeitsalltag kam seinen persönlichen Neigungen entgegen. Es gab außer ihm nur noch einen weiteren Betriebsschlosser, und die beiden hatten relativ klar abgegrenzte Verantwortungsbereiche. Sie waren dem Betriebsleiter direkt unterstellt.

Zehn Jahre hielt B. es an diesem Arbeitsplatz aus. Natürlich gab es gelegentliche Konflikte, und B. war hierin nicht selten tief verstrickt. Die Umstände verhinderten aber, daß es je zu einem größeren Eklat kam. Hierfür sorgte insbesondere der Betriebsleiter. Dieser hatte zu B. ein gutes persönliches Verhältnis und wußte mit dessen gelegentlicher Unduldsamkeit gut umzugehen. Wenn B. sich zu sehr erregte und unbeherrschbare Auseinandersetzungen drohten, schickte er ihn manchmal freundschaftlich nach Hause. Die versäumte Arbeitszeit ließ er dann nicht einmal von B.s Lohn abziehen.

B.s gutes Verhältnis zum Vorgesetzten basierte nicht nur auf Sympathie, sondern auch auf seiner fachlichen Kompetenz. Er hatte viel betriebsspezifische Erfahrung gesammelt und war in gewissem Maße unentbehrlich geworden. Die Maschinen und Einrichtungen, die er zu

betreuen hatte, kannte er "wie meine Westentasche". Technische Störungen konnte er schnell und zuverlässig beheben. Hierauf ist er noch heute stolz, und dies förderte auch die Bindung an den Betrieb. "Da hätte ich alt werden können", sagt er trotz allem, was sich inzwischen ereignet hat.

Vielleicht wäre er dort wirklich alt geworden, wenn nicht sein Betriebsleiter eines Tages die Firma verlassen hätte. Mit dem neuen Vorgesetzten kamen für B. die Probleme. Die persönliche Beziehung war von Anfang an leicht gespannt. Hinzu kamen auch fachliche Meinungsverschiedenheiten. Der neue Mann wollte manches verändern, was B. und sein früherer Chef in langjähriger Erfahrung als zweckmäßig erkannt hatten. Dies empfand B. in manchen Fällen als Zumutung. Geduldig zu überzeugen und erarbeitetes Wissen weiterzuvermitteln war eben nicht seine Stärke. Wegen seines eifertigen Rüttelns am Bewährten erschien ihm der neue Chef als "Flasche". Es scheint, als habe B. ihn - aus dem gewachsenen Gefühl der Unentbehrlichkeit heraus - seine Geringschätzung manchmal spüren lassen. Daß der Chef sich daraufhin fachlich immer mehr auf den anderen Betriebsschlosser stützte, bestärkte B. in seinem negativen Urteil.

Etwa ein Jahr nach dem Wechsel des Betriebsleiters hatte die Firma mit erheblichen Absatzproblemen zu kämpfen. Die Firmenleitung begann, an allerlei Kostenschrauben zu drehen. Dem Betriebsleiter wurde nahegelegt, auch an den Kosten der Betriebsschlosserei zu sparen. Er erarbeitete ein entsprechendes Konzept.

"Spätestens daran konnte man erkennen, daß der Mann keine Ahnung hat. Er meinte, die Maschinenführer könnten kleinere Reparaturen zum Teil selbst machen, und für größere Reparaturen wollte er Fremdfirmen einschalten. Ein wildfremder Schlosser kann sich doch in solche Maschinen nicht so schnell reindenken..."

B. wurde zwar nicht entlassen, aber sein Betriebsschlosserposten war verloren. Man bot ihm eine andere Arbeit zu etwas geringerem Lohn an. Es war eine Art Hausmeisterposten mit kleineren organisatorischen Zusatzaufgaben. Ob man ihn damit wirklich im Unternehmen halten wollte oder eher auf seine eigene Kündigung spekulierte, bleibt zweifelhaft. Für B. war jedenfalls keiner der unterbreiteten Vorschläge eine Diskussionsgrundlage.

"Daß irgendwie gespart werden mußte, war mir schon klar. Aber daß der andere Schlosser seinen Lohn behalten und ich zurückgestuft werden sollte, das sah ich nicht ein. Da gab es für mich nichts zu verhandeln."

Zwischen B. und der Firma waren die Beziehungen auf dem Nullpunkt. Nicht nur die Fortsetzung des Arbeitsverhältnisses war unmöglich geworden, sondern auch dessen einvernehmliche Auflösung. Der Fall mußte gerichtlich ausgefochten werden.

Vor dem Arbeitsgericht hatte B. eine gute Position, und er wurde vom Betriebsrat engagiert unterstützt. Entscheidend war, daß er so viele Jahre kompetent und ohne aktenkundige Beanstandungen seinen Aufgaben nachgekommen war. Ihm wurde eine Abfindung in Höhe von acht Monatslöhnen zugesprochen.

Über die Ereignisse in der folgenden Zeit der Arbeitslosigkeit sind von B. nur zusammenhanglose Details zu hören. Erst klärende Hinweise von anderer Seite machen den Gang der Dinge verständlich. Einiges muß hier aus zweiter Hand berichtet werden.

B.s Arbeitssuche war anfänglich recht verhalten. Dies lag einerseits an der noch nicht vollzogenen inneren Loslösung von der früheren Arbeit. Vor Gericht hatte B. in erster Linie um seinen alten Arbeitsplatz und seinen alten Lohn gekämpft und nicht um die Höhe der Abfindung. Er betrachtete die Abfindung in erster Linie als Entgelt für vorenthaltene Arbeit. Insofern wäre es fast ein Verrat an der eigenen Sache gewesen, sofort ein neues Arbeitsverhältnis abzuschließen.

Zum anderen verschaffte ihm die Abfindung einen nie gekannten Ausgabenspielraum, der die Arbeitssuche nicht so dringend erscheinen ließ. Die Familie B. hatte gewisse Mühe, mit diesem Ausgabenspielraum umzugehen. Erst einmal wurde ein kleinerer Ratenkredit zurückgezahlt. Dann wurde das alte Auto in ein neueres getauscht, und es wurde eine kurze, aber aufwendige Reise gemacht. Der verbliebene Rest des Geldes verlor sich in den folgenden Monaten der Arbeitslosigkeit im alltäglichen Konsum.

Die wenigen Vermittlungsangebote, die B. vom Arbeitsamt bekam, empfand er in der ersten Phase als abwegig. "Zum Teil war das eine echte Zumutung, was da für Vorschläge kamen". Dies betraf sowohl die Höhe des Lohnes wie auch die Arbeitsinhalte. Er hatte früher nicht nur ordentlich verdient, sondern auch viel Selbständigkeit in der Arbeit erfahren. "Ich war praktisch eine Abteilung für mich." So hatte er es empfunden und geschätzt. Eine Rückkehr in den Fertigungsbereich, zur Arbeit als Dreher, war für ihn ausgeschlossen. Dem stand nicht nur seine innere Disposition entgegen. Nach so langer Unterbrechung würde er auch leistungsmäßig kaum noch den Anschluß finden können. Andererseits war ihm ein Hausmeisterposten zu wenig. Dagegen hatte er sich in seiner alten Firma gerade gewehrt. Aber auch als Schichtarbeiter in der Instandhaltungsabteilung einer nahegelegenen Großdruckerei wollte er sich nicht vorstellen.

"Mit der Schichtarbeit würde ich nicht zurechtkommen, glaube ich. Außerdem bin ich einfach kein Mensch für Großbetriebe."

Sein berufliches Zielgebiet war entsprechend eng gesteckt.

Wie schwer seine Vorstellungen auf dem Arbeitsmarkt zu realisieren waren und wie weit er seine Ansprüche reduzieren mußte, wurde B. nur langsam bewußt. Dieser Anpassungsprozeß war von wachsenden Problemen im privaten Bereich begleitet. Erstens wuchsen die finanziellen Besorgnisse, und zweitens verstrickte B. sich immer tiefer in familiäre Probleme.

Seine Frau hatte sich im Laufe der Jahre zwar an seine Unduldsamkeit und Selbstgerechtigkeit einigermaßen gewöhnt, aber wenn er außer Haus war, hatte sie ihre Freiräume zu nutzen gewußt. Diese Freiräume waren durch B.s Arbeitslosigkeit bedroht. Er wollte die ständige häusliche Anwesenheit nutzen, um den Familienalltag unter sein kompromißloses Kommando zu bringen. Auch in Haushalts- und Erziehungsfragen wollte er seiner Frau richtigere Wege weisen. Das Konfliktniveau in der Familie stieg entsprechend an. B. wich daraufhin häufiger in bierselige Kneipenbesuche aus, was aber die familiäre Krise eher noch verschärfte.

Zu einer entschlosseneren und kompromißbereiteren Arbeitssuche rang B. sich nicht nur wegen der Verschlechterung der finanziellen Lage durch, sondern ebenso sehr auf Drängen seiner Frau. Daß die Kompromißbereitschaft ihm zum Teil von seiner Frau aufgedrängt war, hatte jedoch Trotzreaktionen und ein entsprechend ambivalentes Verhalten zur Folge. B. sah sich für die Entscheidungen, die er in dieser Hinsicht zu treffen haben würde, nur teilweise selbst verantwortlich.

Das Arbeitsamt bot ihm eine Stelle an, die seinen Vorstellungen inhaltlich nicht ganz fern lag. Er sollte bei einer Baufirma die Wartung des Maschinenparks sowie den Auf- und Abbau von Baukränen übernehmen. Der Arbeitsplatz war etwa 50 km weit entfernt, und zwar in der "falschen Richtung". Er war nicht am Rande der Großstadt, wo die Löhne höher, sondern in der tieferen Provinz, wo sie niedriger sind. Dies war aber nicht der einzige Vorbehalt, den B. gegen die Stelle hatte.

"Persönlich haben mir die Leute da von Anfang an nicht gefallen. Ich hatte gleich ein ganz ungutes Gefühl. Die ideale Stelle war das sowieso nicht. Erstens war das eine ganz fremde Branche für mich, und die Arbeit im Freien war auch ungewohnt. Außerdem war die Bezahlung viel zu schlecht, wenn man die hohen Fahrtkosten bedenkt. Aber meine Frau hat gesagt: 'Fang doch erst mal da an. Wenn du was Besseres findest, dann kannst du ja kündigen..'"

B. trat die Stelle an, aber nach sechs Monaten war er wieder arbeitslos. Die Firma war illiquide geworden und wurde liquidiert. Sie wurde in verkleinerter Form mit weniger Personal weitergeführt.

Entrüstet war B. daraufhin vor allem über das Arbeitsamt. "Die hätten doch wissen müssen, daß so eine Firma kurz vor dem Ende ist." Entrüstet war er auch darüber, daß die Firma in solcher Lage noch neue Mitarbeiter

eingestellt hat. Fassungslos wurde er, weil sein letzter, niedrigerer Verdienst nun Berechnungsgrundlage für die künftige Arbeitslosenunterstützung werden soll. Verärgert ist er im übrigen über seine Frau, von der die unselige Empfehlung kam, diese Stellung anzunehmen. "Ich hatte genau den richtigen Riecher. Ich hätte nicht auf meine Frau hören sollen."

Die familiäre Situation hat unter den Ereignissen der letzten Monate weiter gelitten, und die finanzielle Lage hat sich zugespitzt. Es kommt zu heftigen innerfamiliären Verteilungskämpfen um die Ausgabenprioritäten. Zudem scheint B. seine berufliche Frustration immer häufiger an der Familie abzureagieren. Die Auskunftsperson, die hierüber vertraulich berichtet, stellt die Diagnose:

"Wie lange die Familie standhält, das wird von der Leidensfähigkeit der Frau abhängen."

B. ist seit fast vier Monaten wieder arbeitslos. Er ist mit der Verarbeitung seiner Rückschläge noch so ausgefüllt, daß er ungern über die beruflichen Zukunftsperspektiven diskutiert.

Sich ihn als Dauerarbeitslosen vorzustellen fällt trotzdem schwer. Er braucht die Arbeit, und er weiß dies auch. In absehbarer Zeit wird er daher eine neue Arbeitsstelle annehmen. Länger begleiten wird ihn aber eine gewandelte Einstellung zur Arbeit, über die er sich fast pathetisch mitteilt:

"Eins kann ich Ihnen sagen. So wie damals in meiner alten Firma, so werd' ich mich nie wieder irgendwo engagieren. Da hat man ja gesehen, was man davon hat."

Fall 10, Johann R.: Das Versagen der Suchkompetenz

Johann R. und seine Frau sind beide 50 Jahre alt. Sie sind seit 14 Jahren verheiratet. Bei der Eheschließung kannten sie einander erst kurz. Im Gespräch hat man den Eindruck, sie seien einander noch immer etwas fremd. R. ist äußerst einsilbig. Körperlich wirkt er hager, gebeugt und früh verbraucht. Die Frau dagegen ist überbordend füllig und von zielloser Geschäftigkeit. Beide auf sind ihre Art auffällige Einzelgänger. Sie haben einen elfjährigen Sohn.

Eigenwillig ist auch, wie sie über ihre Arbeitslosigkeit sprechen bzw. dies zu vermeiden suchen. Über einige arbeitsbiographische Eckdaten hinaus ist wenig von ihnen zu erfahren. Daß ein Gespräch überhaupt zustande kam, ging auf eine Eigenmächtigkeit der Frau zurück, die damit einen zusätzlichen familiären Konfliktanlaß gab. Während des Gespräches bringt Johann R. Unwilligkeit durch räumliche Distanz und durch abgewandte Körperhaltung zum Ausdruck. Aber auch seine Frau zeigt keine große Mitteilungsbereitschaft. Nur wenn es um ihren Mann und dessen Versäumnisse geht, ist ein echtes Mitteilungsbedürfnis zu spüren. Auch im Fall der R.s wird daher vieles erst durch vertrauliche Auskünfte Dritter im Zusammenhang verständlich.

Die Spannungen zwischen R. und seiner Frau sind unübersehbar, ebenso die ungleiche Rolle der beiden im Umgang mit diesen Spannungen. Die Frau tritt vital und aggressiv auf, während R.s Hauptwaffe im ehelichen Konflikt offenbar das Schweigen ist. Auch gegen andere Gesprächspartner setzt er diese Waffe wirkungsvoll ein.

Eine Berufsausbildung haben die R.s beide nicht. Die Frau hat lange als Fabrikarbeiterin an einem Montageband gearbeitet. Seit der Geburt des Sohnes war sie als Putzfrau tätig, soweit es mit den Erfordernissen der Kinderbetreuung zu vereinbaren war. Johann R. trat mit 30 Jahren eine Stellung als Lagerarbeiter in einem Baustoffhandel an. Diese Stellung war bisher seine letzte.

Alkoholprobleme hatten R. und seine Frau schon viele Jahre. Hieraus ergab sich aber keine unmittelbare Gefährdung ihrer Arbeitsverhältnisse. R. war im großen und ganzen ein zuverlässiger Mitarbeiter seiner Firma. Von sich aus wäre er nie auf die Idee gekommen zu kündigen. Er war froh, eine dauerhafte Beschäftigung zu haben. Weitergehenden beruflichen Ehrgeiz entwickelte er nicht.

Der Baustoffhandel war ein kleiner Familienbetrieb. Er war auf einem unglücklich geschnittenen Grundstück untergebracht, das keine Erweiterungsmöglichkeiten bot. Die Räumlichkeiten waren entsprechend beengt. Lager- und Verkaufsräume waren aus einer Vielzahl von Um- und Anbaumaßnahmen entstanden. Modernen Organisations- und

Präsentationsformen hatten sich die Inhaber nur zögernd zugewandt. Die Firma fiel allmählich gegenüber der Konkurrenz zurück und stand schließlich vor der Alternative, entweder in einen Neubau umzuziehen oder das Geschäft aufzugeben. Für die Entscheidung zum Neubau fehlte es dann an Finanzkraft und Risikobereitschaft. Es kam - für R. unerwartet früh - zur Geschäftsaufgabe. Nach sechzehn Jahren verlor er seinen Arbeitsplatz.

Dieses Ereignis traf die Familie in einer instabilen Lage. Die Alkoholprobleme waren eine latente Gefährdung, die manchmal in handfeste familiäre Krisen umschlug. Der kauzige Charakter des Mannes und die unberechenbare Aggressivität der Frau sorgten dafür, daß diese Krisen von längerer Dauer waren. Immer wieder entglitt den R.s auch die Kontrolle über ihre finanziellen Verhältnisse. R.s Einkommen war bescheiden, zumal in seinem Betrieb so gut wie keine Überstunden anfielen. Der Zusatzverdienst der Frau war notwendig, um den Lebensstandard auf niedrigem Niveau zu sichern. Vor einigen Jahren hatten sie ein Auto auf Kredit gekauft, mit dem sie kurz danach bei einem selbstverschuldeten Unfall einen Totalschaden erlitten. Dadurch entstand ein hartnäckiger Schuldensockel, den sie nicht abtragen konnten. Schließlich stellten sich auch Mietrückstände ein. Durch Mehrarbeit der Frau konnte der drohende finanzielle Kollaps aber immer wieder vermieden werden.

In dieser prekären Lage waren die R.s durch den Eintritt der Arbeitslosigkeit hoffnungslos überfordert. Über konstruktive Versuche, diese Krise zu meistern, ist im Gespräch fast nichts zu erfahren. Ob und wie R. auf den Arbeitsplatzverlust mit eigenen Suchaktivitäten reagierte, bleibt im dunkeln. Er war wohl gelegentlich "unterwegs", wie die Frau es nennt, aber ob er es wirklich in Sachen Arbeitsplatzsuche war, scheint sie nicht recht zu wissen. Auf jeden Fall fand er keine Anschlußarbeit.

Das Haushaltsbudget wurde empfindlich knapper, die Mietrückstände größer und nicht mehr aufgeholt. Einige Monate nach R.s Entlassung verlor auch seine Frau einen ihrer Putzfrauenjobs. Sie soll dort angetrunken bei der Arbeit erschienen und mehrfach ohne Begründung fortgeblieben sein.

Es scheint, daß R. und seine Frau daraufhin die Dinge endgültig dem Schicksal überließen. Die familiären Verhältnisse wurden zur Katastrophe. Der Sohn fiel in der Schule leistungsmäßig stark ab, und sein Schulbesuch wurde unregelmäßig. Lehrer und Schulbehörde intervenierten, aber es änderte sich nichts. Der Vermieter forderte die Familie auf, die Wohnung zu räumen, aber die R.s äußerten sich nicht. Es wurde eine Räumungsklage eingereicht, aber sie reagierten nicht. Beide bekamen vom Arbeitsamt die Auskunft, mit offenen Stellen sehe es momentan schlecht aus, und damit ließen sie es bewenden. Sieben Monate nach R.s Arbeitsplatzverlust erwirkte der Vermieter einen Räumungstitel.

Als daraufhin das Sozialamt eingeschaltet wurde, war es zu spät, um die Zwangsräumung der Wohnung zu verhindern. Familie R. wurde in eine städtische Übergangswohnung eingewiesen. Dort wohnt sie seit etwa fünf Monaten.

Die Einweisung in die Übergangswohnung machte die R.s eher noch passiver. Den Übergangscharakter des dortigen Wohnens nahmen sie für allzu selbstverständlich. Den Sohn schickten sie von dort aus nicht einmal in die Schule.

"Wir wollten ihn da gar nicht erst anmelden, weil wir uns ja möglichst bald was Neues suchen wollten. Das dauert hier nun schon viel länger, als wir gedacht hatten."

Es wäre ihnen offenbar auch peinlich gewesen, in der Schule das Übergangwohnheim als Anschrift nennen zu müssen.

Worauf sich ihre Erwartung gründet, daß die Krise bald bewältigt und eine neue Wohnung schnell gefunden sein würde, können die R.s nicht präzisieren. Frau R. erschöpft sich in einer fordernden Anspruchshaltung gegenüber ihrem Mann. Mit Schuldzuweisungen hält sie sich sogar in Anwesenheit Fremder nicht zurück.

"Er tut einfach zu wenig. Ich weiß auch nicht, wie er sich das weiter denkt. So eine Arbeit, wie er sie früher gemacht, kann doch nicht so schwer zu finden sein."

Johann R. scheint anderer Meinung zu sein, aber er artikuliert sie nicht.

Welchen Beitrag die Frau leisten könnte, um die Situation zu normalisieren, will auch sie nicht erörtern. Es scheint, als würde ihr Mann nicht einmal wagen, sie danach zu fragen. Das familieninterne Koordinationsproblem bleibt unter diesen Umständen ungelöst. Keiner von beiden kann von sich aus die Lage meistern, und einen gemeinsamen Plan können sie erst recht nicht entwickeln. Die eheliche Kommunikationskrise, die für beide fast zur Lebensform geworden ist, macht sie handlungsunfähig.

Hinzu kommt die Angst, keine Arbeit finden zu können, die ausreichend bezahlt wird. Die neue Wohnung wird teurer sein als die alte, und der Schuldendienst wird höher sein als früher. Sie wissen, daß sie daher insgesamt mehr verdienen müssen als früher, um aus ihrer finanziellen Misere herauszukommen. Sie ahnen aber auch, daß sie auf dem Arbeitsmarkt mit höheren Anforderungen konfrontiert werden, wenn sie sich ein entsprechendes Einkommen zum Ziel setzen.

"Ich würde Herrn R. ja auch nicht mehr einstellen, wenn ich das irgendwo zu entscheiden hätte,"

sagt hierzu die Auskunftsperson, die seit langem Einblick in die Familie R. hat. Sein Alter, seine geringe Qualifikation und sein wenig überzeugendes

Auftreten werden es R. schwermachen, der Dauerarbeitslosigkeit zu entgehen. Seine Frau wird es aufgrund ihrer größeren Vitalität etwas leichter haben.

Nachtrag:

Gespräch mit Herrn O., Arbeitsamts-Bezirksleiter

Herr O., können Sie zunächst einmal Ihren Arbeitsamtsbezirk ein wenig beschreiben? Welches sind die wesentlichen Merkmale des Arbeitsmarktgebietes, das Sie zu betreuen haben?

Wir sind hier ein ganz normaler, kleinstädtisch-ländlicher Bezirk, ohne irgendwelche Besonderheiten. Wir haben insgesamt etwa fünfzigtausend Erwerbsspersonen, und von denen sind fast 12% arbeitslos. Das sind also ungefähr sechstausend.

Ist Ihr Bezirk einigermaßen in sich abgeschlossen, oder besteht ein starker Austausch mit Nachbarbezirken?

Wir liegen hier als Kreishauptstadt ziemlich in der Mitte des Bezirkes und sind von einer recht ländlichen Struktur umgeben. Deswegen ist der Austausch mit Nachbarbezirken wahrscheinlich geringer als anderswo. Das merkt man auch, wenn hier mal ein Betrieb geschlossen wird. Das schlägt sich dann gleich ganz klar in meinen Arbeitslosenzahlen nieder, und die Nachbarbezirke merken relativ wenig davon.

Wie hat sich die Anzahl der Arbeitslosen in den letzten Jahren entwickelt?

Die Zahl ist seit vier Jahren fast unverändert, von den Saisonschwankungen einmal abgesehen. Davor waren die Zahlen natürlich beträchtlich niedriger, aber jetzt halten wir uns bei unseren sechstausend Arbeitslosen im Durchschnitt.

Können Sie noch etwas zu der Bewegung auf Ihrem Arbeitsmarkt sagen?

Wir haben ungefähr sechstausend Zu- und Abgänge jedes Jahr. Die Zahl ist etwas rückläufig gewesen in den letzten Jahren.

Wie lange braucht in Ihrem Bezirk normalerweise ein Arbeitsloser, bis er einen neuen Arbeitsplatz gefunden hat?

Von Normalfällen kann man hier kaum sprechen. Dafür sind die Umstände zu unterschiedlich. Aber es gibt immer mehr Arbeitskräfte, die bei uns mindestens ein Jahr in der Vermittlung sind. Die durchschnittliche Dauer der Arbeitslosigkeit ist also gestiegen. Man erkennt das auch daran, daß wir bei sechstausend registrierten Arbeitslosen etwa sechstausend Abgänge pro Jahr haben.

Wieso ist die Arbeitslosenzahl hier in den letzten Jahren stabil geblieben? Sie hatten doch eine große Betriebsstilllegung im vergangenen Jahr.

Wenn die Zahlen gleich geblieben sind, dann heißt das nicht, daß sich auf unserem Arbeitsmarkt nichts verändert hat. Man muß berücksichtigen, daß wir alle möglichen Maßnahmen hochgefahren haben, um gegenzusteuern.

Das sind vor allem Fortbildung, Umschulung, Arbeitsbeschaffung und Lohnkostenzuschüsse. Auch die Frühverrentungen sind deutlich gestiegen. Ohne diese Maßnahmen würden wir zahlenmäßig viel schlechter dastehen.

Wir merken auf jeden Fall, daß die Vermittlungen beträchtlich zähflüssiger laufen. Heute sind wir über jede Vermittlung froh, die wir noch ohne Zuschüsse zustande bringen. Zur Zeit laufen in meinem Bezirk gut 70% aller Vermittlungen über Zuschüsse. Die Regelförderung ist 50% für 6 Monate, aber meistens liegt sie insgesamt deutlich höher.

Ist es wirklich so, daß diese Vermittlungen ohne Zuschüsse nicht zustande kommen würden?

Sicher gibt es Vermittlungen, in die wir erst wegen der Zuschüsse eingeschaltet werden, wenn die Partner sich eigentlich schon gefunden haben. Ob diese Verträge auch ohne Zuschüsse zustande gekommen wären, kann man nicht wissen. Manchmal werden wir sicher ausgenutzt, aber man kann praktisch nie nachweisen, daß konkret gemogelt worden wäre.

Sie haben allein durch die eine große Betriebsschließung über sechshundert Arbeitsplätze verloren. Wenn sich das in Ihren Zahlen nicht niederschlägt, müssen Ihre Maßnahmen sehr erfolgreich gewesen sein?

Im Grunde schon. Man muß sich aber den Vermittlungsprozeß, der nach so einer Stilllegung abläuft, etwas genauer ansehen. Von den sechshundert Leuten, die freigesetzt wurden, hat ungefähr die Hälfte ohne unsere Hilfe wieder Arbeit gefunden. Die haben zum Teil sehr früh mit der Suche angefangen, und als die Schließung kam, hatten sie größtenteils schon eine neue Stellung. Von den sechshundert Entlassenen blieben also gut dreihundert bei uns hängen. Von denen haben wir heute nur noch einhundert als Arbeitssuchende in der Statistik.

Man darf sich von dieser Zahl aber nicht täuschen lassen. Es kommt noch einiges dazu. Wir haben etwa vierzig Leute aus Altersgründen als unvermittelbar eingestuft. Die sind inzwischen fast alle im vorzeitigen Ruhestand. Sechzig Leute haben wir in Fortbildung oder Umschulung und etwa zwanzig in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Rund fünfzehn sind für ein paar Wochen auf dem alten Firmengelände mit irgendwelchen Restarbeiten beschäftigt. Die sind im Moment nicht in der Statistik, aber im Grunde sind sie auch arbeitslos. Zu den hundert offiziellen Arbeitslosen müßte man also ungefähr noch mal hundert dazuzählen, die auch noch nicht untergekommen sind. Das heißt, von den dreihundert Kräften, die wir zu vermitteln hatten, haben wir bis jetzt knapp ein Drittel endgültig untergebracht. Dafür haben wir ein dreiviertel Jahr gebraucht, trotz Ausschöpfung aller Zuschußmöglichkeiten.

Mußten viele in ihrer neuen Stellung Einkommenseinbußen hinnehmen?

Ja.

Wie wurden die Leute damit fertig?

gibt immer einige, die sich ganz schnell umstellen. Auch von denen, die sich früh eine neue Stelle gesucht haben, haben einige beträchtlich zurückgesteckt. Viele brauchen aber ein gutes halbes Jahr, bis sie ihre Ansprüche angepaßt haben. Dann wissen sie, was der Arbeitsmarkt hergibt, und sie haben sich halbwegs damit abgefunden. Über diese Phase sind die meisten, die von der Stilllegung betroffen waren, schon hinaus.

Wer mehr als ein halbes Jahr Arbeitslosigkeit hinter sich hat, wird aber von den Arbeitgebern schon sehr kritisch angeguckt. Der muß einen besonders guten Eindruck machen, wenn er reelle Chancen haben will. Einige von denen werden bestimmt Dauerkunden bei uns.

Was sind das für Leute, die zu Dauerkunden bei Ihnen werden? Kann man die nach bestimmten Merkmalen einordnen?

Von unseren Dauerarbeitslosen sind viele gesundheitlich eingeschränkt. Ich meine das jetzt im weitesten Sinne des Wortes. Nach meinem persönlichen Eindruck trifft das für über ein Drittel der Dauerarbeitslosen zu. Die sind einfach nicht so einsatzfähig, wie die Arbeitgeber sich das heute vorstellen.

Kommen Sie viel mit Einzelfällen in Berührung? Können Sie ein paar Vermittlungsfälle schildern, die die Problematik in Ihrem Bezirk besonders gut illustrieren?

Ich will Ihnen erst mal erläutern, wie schwer das Verhalten der Arbeitskräfte oft einzuschätzen ist. Da muß man immer wieder dazulernen. Wir haben beispielsweise, als diese Betriebsschließung bekannt wurde, mit einem enormen Ansturm auf unser Amt gerechnet. Die endgültige Entscheidung kam damals recht plötzlich. Ich habe dann hier im Amt fast über Nacht alles auf diesen Ansturm vorbereiten lassen. Wir haben zusätzliches Personal bereitgestellt, Informationsschilder aufgestellt und Leinen gespannt, damit sich geordnete Warteschlangen bilden können. Aber es war dann gar nicht besonders viel los hier. Das hat sich alles sehr allmählich entwickelt. Insofern hatte ich die Situation damals falsch eingeschätzt.

Die Leute wußten wohl, daß das Arbeitsamt nicht von heute auf morgen helfen konnte?

Vielleicht. Zu Ihrer Frage nach typischen Einzelfällen kann ich kaum etwas sagen. Jeder ist ein Fall für sich. Von den arbeitslosen Frauen kann man sagen, daß viele im Moment nur sozialversicherungsfreie Teilzeitverträge bekommen, also maximal vierhundertdreißig Mark im Monat verdienen. Das ist der Zusatzverdienst, mit dem die Familie sich finanziell einigermaßen über Wasser hält.

Ein konkreter Fall, der mir gerade einfällt, ist der Bote, den wir in unserem Amt kürzlich eingestellt haben. Der ist aber auch nicht gerade repräsentativ.

Zu welchem Lohn haben Sie ihn eingestellt?

Gut zwölfhundert Mark netto. Der Mann war vorher in der Fabrik als Lagerist angestellt und hatte knapp zweitausend Mark netto. Jetzt ist er trotzdem selig, daß er den Posten bei uns hat. Er war insgesamt 7 Monate arbeitslos.

Ein anderer Fall, den ich persönlich kenne, ist ein Fliesenleger. Der Mann ist Anfang dreißig und war in letzter Zeit häufiger arbeitslos, weil die Auftragslage in seiner Branche so unterschiedlich war. Soweit ich weiß, ist er kein schlechter Handwerker. Vor einem halben Jahr hat er sich bei der Kirche als Küster beworben. Achtzehnhundert Mark brutto verdient man da, also etwa tausend Mark weniger als ein ordentlicher Fliesenleger.

Hat er sich damit wirklich abgefunden?

Wenigstens hat er um den Posten ziemlich gezittert. Er war einer von insgesamt vierzig Bewerbern. Was er machen wird, wenn die Baubranche mal wieder einen Boom erlebt, das weiß ich natürlich nicht.

Ein Fall von unserer Feuerwehr fällt mir noch ein. Da haben sich auf eine Stellenausschreibung etwa hundert Leute beworben. Das Auswahlverfahren war sehr aufwendig. Es ist dann schließlich ein Betonbauer eingestellt worden, der früher auch wesentlich mehr verdient hat.

Sind das Fälle, die Ihnen gerade zufällig einfallen, oder sind die vielleicht doch ein bißchen typisch?

Die sind insofern typisch, als es solche Fälle in früheren Jahren kaum gegeben hat. Früher hätten diese Leute uns ausgelacht, wenn wir ihnen solche Arbeit zu so niedrigem Lohn angeboten hätten. Typisch ist auch, daß die Leute sich jetzt überall drängeln, wo sie einen besonders sicheren Arbeitsplatz vermuten. Da landen dann auch oft die wirklich guten Kräfte. Früher war es eher umgekehrt. Da mußten wir z.B. bei uns im Amt bei den schlechter bezahlten Stellen sehr nachsichtig in der Beurteilung sein.

Jetzt können Sie sich leisten, kritischer zu sein?

Da kommen zwei Entwicklungen zusammen. Erstens hat die Wirtschaft heute höhere Ansprüche als früher. Sie läßt den öffentlichen Arbeitgebern sozusagen mehr Arbeitskräfte zur Auswahl. Zweites sind die meisten Arbeitskräfte sensibler geworden für das Arbeitsplatzrisiko in der Privatwirtschaft.

Kommen Vermittlungen in absteigende Einkommensniveaus sehr viel häufiger vor als früher?

Im Moment ist das sicher so. Vor allem hat die Vermittlung in minderwertige Arbeitsplätze mit mangelhafter sozialer Absicherung stark zugenommen. Für

uns ist hier aber das Wichtigste, daß wir wieder mehr Dauerarbeitsplätze bekommen. Mit der jetzigen Entwicklung können wir auf lange Sicht nicht leben.

Warum spielen Dauerarbeitsplätze für Sie eine so wichtige Rolle?

Die Menschen wollen ja eine einigermaßen gesicherte Lebensperspektive haben. Sie wollen wissen, wo sie hingehören und daß sie auch nächstes Jahr noch ihr Häuschen oder ihre Wohnung bezahlen können. Außerdem zahlen unter den jetzigen Verhältnissen viele nicht genug in die Rentenversicherung ein. Bei denen wird später die Rente nicht den Lebensunterhalt abdecken.

Warum wird nicht mehr dafür getan, Dauerarbeitsplätze in Ihren Bezirk zu holen?

Für die Ansiedlung von Betrieben tun wir schon, was wir können. Das findet zum Teil sogar unter haarsträubenden Bedingungen statt. Im vergangenen Jahr haben wir einen Betrieb mit siebenundzwanzig Beschäftigten hierher ziehen können, einen Zweigbetrieb eines kleineren Maschinenbauunternehmens. Die Firma hat von der Stadt ein Grundstück zu äußerst günstigen Bedingungen bekommen. Außerdem wurden die höchstmöglichen Investitionszuschüsse gezahlt. Wir haben dem Inhaber dann von den dreihundert Arbeitslosen unseres stillgelegten Betriebes die besten Leute herausgesucht. Die hat er sich alle angesehen und fünfzehn von ihnen eingestellt. Wir haben dann noch die gesamten Kosten der Einarbeitung für ein komplettes Jahr übernommen.

Wo wurden die Leute eingearbeitet?

Im neuen Betrieb.

Sie tragen dann praktisch den größten Teil der Lohnkosten für das erste Geschäftsjahr?

Ja. Ich will mich darüber gar nicht beschweren. Wir waren mehr als froh, als die Sache unter Dach und Fach war. Aber meiner Meinung nach sind das keine gesunden Verhältnisse.

Ihre Hauptaufgabe liegt immer noch in der Vermittlung der einzelnen Arbeitskraft. Sind in diesem Bereich die Verhältnisse noch gesund?

Im allgemeinen haben wir noch ein ganz gutes Verhältnis zu den einzelnen Arbeitslosen.

Und wie sieht es von der anderen Seite her aus? Haben die Arbeitslosen auch ein gesundes Verhältnis zu Ihnen?

Wie meinen Sie das?

Haben Sie den Eindruck, daß Sie und die Arbeitslosen immer dieselben Ziele haben?

Darauf kann ich Ihnen keine pauschale Antwort geben. Ich meine, daß wir in dieser Hinsicht bei uns tatsächlich noch ganz ordentliche Verhältnisse haben. Es gibt sicher einige Arbeitslose, die von uns nur die Unterstützungleistungen kassieren und sonst nichts mit uns zu tun haben wollen. Aber Zahlen kann ich Ihnen dazu nicht nennen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß die Verhältnisse bei uns in dieser Hinsicht besser sind als bei anderen Arbeitsämtern. Das hat wohl damit zu tun, daß hier manches noch ziemlich kleinstädtischen bzw. ländlichen Charakter hat. Ich weiß von Kollegen aus Hamburg, daß dort der Umgang zwischen den Ämtern und den Arbeitslosen oft ganz anders aussieht. Da werden die Arbeitslosen von den Sachbearbeitern manchmal ganz offen gefragt, ob sie überhaupt arbeiten wollen. Wer dann nein sagt, der bekommt sein Arbeitslosengeld und wird in Ruhe gelassen.

Wird das einfach hingenommen? Tut man nichts, um dieser Entwicklung entgegenzuwirken?

Was soll man tun? Schließlich haben die Arbeitsämter auch einen Ruf zu verlieren. Wenn wir den Arbeitgebern laufend Arbeitskräfte schicken, die gar nicht arbeiten wollen, dann läuft die Arbeitsvermittlung bald ganz an uns vorbei.